DAN SHOCKER's

Macabros

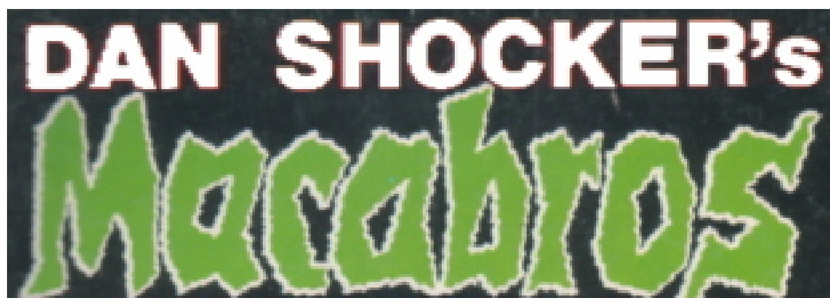


Nr. 67

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.50 incl. moms
Italien L 600; Spanien Pts 60
Printed in Germany

ARSON – gefangen im Nichts



Nr. 67

Arson – Gefangen im Nichts

(5. Teil des Kh'or Shan-Zyklus)

Am späten Nachmittag des 24. Mai wurde eine Baustelle mitten in der schwedischen Hauptstadt Stockholm vom Grauen gepackt.

Die Polizei, die sich mit dem unheimlichen Vorfall befaßte, stand vor einem der größten Rätsel des Jahrhunderts…

Das Opfer war Arnd Olin, ein siebenunddreißigjähriger, verheirateter Bauarbeiter, der eine Tochter hatte. So war es später in allen Zeitungsberichten zu lesen.

Olin trug einen Schutzhelm. Doch der nützte ihm nichts mehr, als das Unglück passierte.

An einem Kran wurde ein mehrere Tonnen schweres Bauteil langsam in die Höhe gehievt.

Die riesige Betonplatte, fünf Meter lang und drei Meter hoch, hing an gewaltigen, eisernen Seilen, und alles schien – wie immer – in Ordnung zu sein.

Das Hochhaus, für das dieses Bauteil gebraucht wurde, war bis zum dreizehnten Stockwerk gediehen.

Ob das ein böses Omen darstellte?

Mehr als fünfzig Personen wurden Zeuge des grauenhaften Geschehens.

Zwei Haken waren nicht richtig verankert und lösten sich. Im selben Augenblick kippte die tonnenschwere Betonplatte seitlich weg und riß mit ihrem ungeheuren Gewicht eine der Ketten durch.

Ein heller, trockener Knall erfüllte die Luft.

Arnd Olin riß den Kopf empor und starrte mit schreckgeweiteten Augen auf die riesige Wand, die sich gelöst hatte und rasend schnell vom Himmel fiel.

Der junge Bauarbeiter begann zu rennen. Doch das Objekt war schneller. Arnd Olin konnte gerade noch fünf Schritte machen.

Dann krachte die tonnenschwere Platte mit Donnergetöse zu Boden. Im Umkreis von mehreren hundert Metern vibrierte die Erde, lief ein Zittern durch Hauswände und zersprangen Glasscheiben.

In das Krachen und Bersten mischten sich die Schreie der Passanten, die diesen furchtbaren Unfall sahen.

Frauen schlugen die Hände vors Gesicht und wandten sich ab. Eine ältere Dame wurde ohnmächtig und kippte um.

Dichter Staub wurde von der Betonplatte aufgewirbelt, drang in Augen, Mund und Nase der Umstehenden und ließ ihre Augen tränen.

Noch Sekunden nach diesem Ereignis standen Olins Kollegen wie vom Schlag gerührt auf ihren Plätzen, und jegliches Leben schien aus ihren Körpern gewichen.

Fassungslos starrten die Menschen auf die riesige Betonwand, die nahtlos mit dem großen, freien Platz vor dem Hochhaus den Boden abdeckte. Zwischen Erde und Betonwand lag Arnd Olin. Doch das konnte man nicht sehen, nur noch ahnen.

Das Grauen schnürte den Menschen in der unmittelbaren Nähe die Kehle zu, als sie daran dachten, daß das, was von Olin noch übrig sein konnte, jetzt so platt war wie eine Flunder.

*

Als sie sich aus der Erstarrung lösten, hörte man in der Ferne das Heulen der Polizeisirene.

Irgend jemand hatte das Revier angerufen und mit schluchzender Stimme von dem grauenhaften Vorfall berichtet.

Innerhalb der nächsten acht bis zehn Minuten ging alles seinen gewohnten Gang.

Mehrere Polizeifahrzeuge trafen ein, und die Beamten sperrten zuerst den Zugang zum Bauplatz ab, um Neugierige fernzuhalten. Dann kamen auch schon der Krankenwagen und die Rettungsmannschaften an den Unfallort.

Sanitäter und Notärzte wurden zunächst eingesetzt, um die Passanten zu versorgen, die ohnmächtig geworden waren oder unter dem Eindruck eines Schocks standen. Arnd Olin Hilfe zu bringen, würde nicht mehr möglich sein. Hier waren die Totengräber zuständig…

Die Polizeibeamten bildeten eine dichte Absperrkette um den Unfallort.

Unmittelbar nach dem Eintreffen der Polizei tauchten auch der Staatsanwalt und zwei Sonderbeauftragte auf, die den Unfall untersuchen sollten.

Viele Fragen wurden gestellt. Viele Antworten gegeben. Lag technisches oder menschliches Versagen vor? Diese Dinge auf Anhieb zu klären, war unmöglich.

Insgesamt vergingen drei Stunden, ehe die Untersuchungen am Kran abgeschlossen waren und der Kranführer den Auftrag erhielt, die Betonplatte wieder in die Höhe zu ziehen.

Ersatzketten waren inzwischen herbeigeschafft worden und wurden unter größter Aufmerksamkeit befestigt.

Alle Schlingen und Haken, an denen der Betonkoloß befestigt wurde, waren einwandfrei.

Dann wurde die Platte langsam angehoben.

In respektvollem Abstand beobachteten die Menschen – das langsame und sichere Emporschweben der grauen Wand, die bei dem Sturz nicht mal beschädigt worden war. Es zeigten sich keine Risse und Spalten, keinerlei Bruchstellen.

Dennoch wurde diese Betonplatte nicht zum Weiterbau benutzt, sondern auf die Seite gehievt, auf eine Pritsche. Hier sollte sie später noch mal genau untersucht werden.

Jetzt kam es erst mal darauf an, die sterblichen Überreste des Toten zu bergen und den Polizeifotografen wieder in Aktion treten zu lassen, damit der Mann seine Arbeit verrichten konnte.

Der grausige Unfall zog notgedrungen rechtliche und versicherungstechnische Probleme nach sich, denen sich niemand entziehen konnte. Um auch hier Klarheit zu schaffen, wurden Bilder benötigt, die ebenso wichtig für die Aufklärung durch die Polizei notwendig waren.

Als die Platte sich langsam vom Untergrund hob, wurden die Blicke einiger Beobachter, die notgedrungenermaßen den Anblick ertragen mußten, unstet.

Es schien, als wollten sie der Gewißheit dessen, was sie hier zu sehen bekamen, ausweichen.

Auch Kommissar Elnar Bergstroem, einer der beiden Sonderbeauftragten, die zur Untersuchung des Falles eingesetzt waren, schluckte trocken und bemühte sich, seinen Blick auf die Stelle zu richten, wo der tote Arnd Olin liegen mußte.

Durch das Anheben der riesigen Betonplatte wurden abermals Staubwolken aufgewirbelt, die die Sicht der Beobachter behinderten.

Doch diese Wolken waren nicht so dick, daß sie alles verbargen, was sich da auf dem Boden befand. Bergstroem war nicht der einzige, der sich zu wundern begann.

Seine Blicke suchten Zentimeter für Zentimeter den Boden ab, der eben noch von der Betonplatte verdeckt gewesen war.

Was er zu sehen glaubte, gab es nicht.

Kein Tropfen Blut bedeckte den Boden, und keine zerquetschte Leiche lag dort.

Von Arnd Olin fand man nicht die geringste Spur!

*

Tausende von Meilen entfernt, hinter den Schleiern einer anderen Dimension, stand ein Mensch vor Schrecken starr. Er war blond und breitschultrig, hatte schmale Hüften und das’ markant abenteuerliche Gesicht eines Wikingers.

Björn Hellmark alias Macabros konnte durch eine phänomenale Fähigkeit an zwei Orten zu gleicher Zeit sein.

Hellmark glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er die dunkle Gestalt erfaßte, die am Ende einer höhlenartigen Behausung wie ein Pilz vor ihm gewachsen war.

Es konnte und durfte nicht wahr sein. Dort vor ihm – stand Molochos, der Fürst der Dämonen, der Herr über eine Armee unheilbringender Schergen, welche die Welt der Menschen erobern und besitzen wollten.

Schon vor unendlich langer Zeit hatten die finsteren Mächte, die auf einer unbekannten Welt in der Tiefe des »Kosmos« ins Leben gerufen wurden, ihren Machtanspruch in allen Bereichen des Universums deutlich gemacht.

Auf der untergegangenen Insel Xantilon, die vor rund zwanzigtausend Jahren auf dem höchsten Punkt ihrer Blüte durch dämonische Machenschaften in mehrere Teile zerbrochen war, hatte der einst Weiße Priester Molochos sich für die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my entschieden. Dies entschied Xantilons Schicksal. Molochos hatte damals eine Schlacht gewonnen – aber kein Krieg! Über die Jahrtausende hinweg drängte es ihn, die verpaßte Chance wieder zu erlangen. Nie ganz geklärte Vorkommnisse waren verantwortlich dafür zu machen, daß Molochos seinerzeit nicht den absoluten Machtanspruch antreten konnte. In der Gegenwart der Erde – begonnen im Jahr 1973 – hatte Molochos zum ersten Mal sich wieder bemerkbar gemacht, um eine Zeit einzuleiten, die in einem großen Sturm, in einem Vernichtungsfeldzug ersten Ranges, über die Menschheit hinwegziehen sollte.

Die Dämonen waren gleichzusetzen mit Invasoren aus einem Reich, in das schon Menschen aus Fleisch und Blut eingegangen, aber nie wieder zurückgekehrt waren. Und das Erschreckende an dieser Tatsache war, daß es viele Menschen gab, die diese finsteren Mächte noch beschworen und riefen, um sich mit ihnen zu vereinigen und sie zu unterstützen. In vielen Fällen wiederum waren dies Verblendete, die kaum wußten, was sie da wirklich anrichteten.

Hellmark konnte den Blick nicht wenden von der schwarzen Gestalt in der düsteren Höhle. Die Hände des blonden Mannes wurden zu Fäusten. Wenn es zu einem Angriff durch Molochos kam, dann konnte er sich nur mit bloßer Hand zur Wehr setzen. Das Schwert des ›Toten Gottes ‹, die wirkungsvollste Waffe gegen Dämonen, hätte sich normalerweise in der Nähe jenes Thrones befinden müssen, der im Dasein des Sequus – des Königs der Ursen – eine besondere Rolle spielte.

Dieser Thron stand zwei Schritte schräg hinter Hellmark und wies insgesamt sieben Stufen auf. In jede Stufe eingelassen gab es eine Mulde, in der sich – bis vor kurzem noch – siegeiförmige Objekte befanden, die bedeutsam waren für das Dasein der sieben Schwarzen Reiter, von denen Hellmark bereits zwei getroffen hatte. Die sieben Schwarzen Todesboten gehörten zum Heer Apokalyptas, die eine bisher noch unbekannte Gefahr für ihn darstellte.

Aber all diese Dinge waren nun für ihn in den Hintergrund getreten.

Als er mit seinem Freund Rani Mahay durch die verlassenen Hallen der Monstertürme lief und schließlich diesen Stollen fand, der in einen

gewaltigen Felsen unter Wasser mündete, hatte er die Hoffnung gehabt, heimlich in das ›Reichtum‹ des Ursenkönigs einzudringen, um dort zu tun, was getan werden mußte.

Doch die Dinge entwickelten sich nach unüberschaubaren, eigenen Gesetzen…

Die ersten und letzten Worte des Schwarzummantelten verhallten in Hellmarks Ohren.

›Die Stunde der Abrechnung ist gekommen, Hellmark! Darauf hast du doch gewartet…‹

Er glaubte, diese vor Hohn triefende, eiskalte Stimme wie ein Echo immer wieder in sich nachhallen zu hören.

Die Stunde der Abrechnung…? Er hatte die Begegnung mit Molochos erhofft, aber als gleichberechtigter Gegner.

Die schwarze Gestalt kam einen Schritt auf ihn zu. Hellmark erblickte im Zwielicht ein scharfgeschnittenes, bösartig wirkendes Gesicht, in dem große, kalte Augen wie Eiskristalle glitzerten und der spitze Ansatz des schwarzen Haares weit in die Stirn reichte und seinem Gegenüber ein satanähnliches Aussehen verlieh.

Unwillkürlich achtete Björn darauf, ob sich auf dem Kopf links und rechts nicht vielleicht die Ansätze zweier Hörner zeigten.

Molochos hatte sich im Lauf der Jahrtausende, die für ihn wie ein Tag waren, verändert. Er war dem Sinnbild des Bösen, das durch Rha-Ta-N'my in die Welt gekommen war, ähnlich geworden.

Die rechte Hand des Schwarzen Priesters fuhr in die Höhe. Hellmark wartete nicht erst darauf, bis Molochos' Angriff sich vollkommen entwickelte. Björn warf sich nach vorn. Wie ein Pfeil von der Sehne schnellte, so stieß er sich ab und fiel seinem Gegner in die Hand, die einen Gegenstand hielt, den er nicht recht erkennen konnte.

Der blonde Abenteurer riß mit einem einzigen Ruck die Rechte seines Gegners empor und stieß gleichzeitig seine linke Hand, zur Faust geballt, mit voller Wucht gegen das Kinn der schwarzen Gestalt.

Noch während er das Armgelenk umfaßte und die andere Hand gegen die Kinnspitze jenes Mannes krachte, der sein Todfeind war, merkte er, wie die Luft um ihn sich veränderte.

Das Zwielicht wurde düsterer, die Gestalt, auf die er flog, gab nach wie Gummi und schien den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Durch die Wucht des eigenen Angriffs wurde Björn Hellmark wie von einem Sog nach vorn gerissen und konnte seinen Fall nicht mehr bremsen.

Er stürzte auf die Gestalt, die plötzlich nicht mehr so düster und unheimlich wirkte.

»Hey, hey«, hörte er eine vertraute, heftig protestierende Stimme. »Was ist denn in dich gefahren, verdammt noch mal? Hast du den Verstand verloren?«

Das war – Rani Mahays Organ!

Im Fallen riß die Gestalt unter ihm plötzlich beide Beine an und stemmte sie Hellmark in die Magengrube.

Pfeifend entwich Björn unter der Wucht des Angriffs die Luft aus den Lungen.

Wieso vernahm er die Stimme des Freundes?

Der Kopf seines Gegners flog zurück, als die Faust die Kinnspitze traf.

Aber Hellmark konnte seinen Angriff nicht so kraftvoll durchführen, wie er ihn ursprünglich angesetzt hatte. Die Gegenreaktion erfolgte mit solcher Gewalt, daß er selbst über die Kraft, die ihm entgegengebracht wurde, überrascht war.

Der Tritt in die Magengrube ließ ihn über seinen Gegner hinwegwirbeln. Björn krachte schwer auf den Boden, wo er sekundenlang wie benommen liegen blieb.

Aus verschleierten Augen nahm er eine Bewegung am Boden wahr. Der andere hatte auch etwas abbekommen, und es fiel ihm offensichtlich schwer, seiner Gegenreaktion noch eine weitere Abwehrreaktion folgen zu lassen.

Björn stöhnte leise. Er hatte das Gefühl, als ob sein ganzer Leib wund sei.

Mit jedem Atemzug schmerzte sein Zwerchfell, wie wenn er von unsichtbaren Teufeln mit zahllosen, glühenden Nadeln gepiekt würde.

Doch er konnte hier nicht liegen bleiben. Molochos konnte jeden Augenblick wieder aktiv werden…

Björn hob den Kopf und versuchte sich langsam aufzurichten. Es fiel ihm entsetzlich schwer, den Oberkörper in die Höhe zu bringen. Hellmark starrte auf den Mann, der sich in dieser Sekunde ebenfalls aufrichtete und dem es nicht minder schwer fiel, eine gewisse Benommenheit abzuschütteln.

Durch die Nebelschleier vor seinen Augen sah er den kahlen Schädel und das vertraute Gesicht – allerdings verzerrt wie aus falscher Perspektive – seines Freundes Rani Mahay.

»Da wird der Hund in der Pfanne verrückt«, entfuhr es Björn tonlos. »Ich glaube, ich seh’ nicht recht…«

Das war gar nicht Molochos, der ihm an den Kragen wollte! Aber er hatte doch ganz deutlich gesehen…

Die Tricks der Dämonen! Sie waren imstande, ihre Gestalt zu verändern oder Einflüsse und Halluzinationen zu schicken, die man nicht auf Anhieb durchschaute.

Oder war auch das schon wieder ein Irrtum?

Konnte es nicht ebenso sein, daß Molochos durch den plötzlichen Angriff so überrascht war, daß er nun das falsche Spiel so führte, daß Hellmark der Meinung sein mußte, es nicht mit einem Feind – sondern

aus Versehen mit seinem Freund zu tun zu haben?

Der Koloß von Bhutan, Rani Mahay, knurrte wie ein Hund und kam langsam in die Höhe. Auch Björn konnte sich aufrappeln.

»Du bist der letzte Mensch«, schüttelte Rani den Kopf. »Ich stehe da nichtsahnend hinter dir, und plötzlich fällst du mich an wie ein Raubtier.«

Björn preßte fest die Augen zusammen, öffnete sie wieder und versuchte, der Nebelschleier Herr zu werden, die sein Blickfeld einzugrenzen drohten. Es gelang ihm schließlich auch, wieder klarer zu sehen, und die Kraft kehrte in seine Glieder zurück. Langsam wichen die Schmerzen.

»Tut mir leid, Rani«, erwiderte er leise und musterte den Freund von Kopf bis Fuß, wie um sich zu vergewissern, daß es wirklich Mahay war, der da vor ihm stand. »Ich hab' geglaubt – Molochos stünde vor mir…«

Der Inder stieß hörbar die Luft durch die Nase. »Da hast du das gleiche gesehen wie ich. Auch mir war es, als würde der Dämonenfürst mich plötzlich angreifen. Da habe ich reagiert…«

Hellmark schüttelte den Kopf. »Ich mußte reagieren. Ich habe ganz deutlich gesehen, wie Molochos die rechte Hand hob.«

Sie waren beide demselben magischen Zauber zum Opfer gefallen.

Wie und durch wen war er ausgelöst worden?

Es war eine von vielen Fragen, die sich ihnen stellte. Nicht minder drängend war eine andere. Hatte man sie beobachtet, als sie hier eindrangen, und wußte nun genau, daß sie sich hier befanden? Oder hatte sich eine magische Barriere – wie die. Lichtschranke einer Tür – betätigt und sie beide irritiert?

War der Vorgang einmalig gewesen - oder würde er sich wieder ereignen, sobald sie jene Stelle betraten, die offensichtlich einem bestimmten magischen Einfluß unterstand.

Björn machte die Probe auf's Exempel.

»Warte hier auf mich, Rani«, sagte er und bat den Freund, weitere zwei Schritte zurückzugehen.

»Was hast du vor?«

»Ich will ausprobieren, ob das Theater sich noch mal ereignet. Für den Fall, daß ich dir wieder wie Molochos vorkommen sollte – halte an dich und springe mich nicht an! Noch mal deine spitzen Knie in der Magengrube – möchte ich nicht erleben. So angenehm ist das nämlich nicht…«

Björn machte auf dem Absatz kehrt und ging den gleichen Weg zurück. Es waren nur drei Schritte bis zu der Stelle, wo er vorhin Molochos wahrgenommen hatte. Ganz langsam setzte er einen Fuß vor den anderen, als er jenen Punkt erreichte, von dem er glaubte, daß er eine gewisse unsichtbare Grenze darstellte.

Nichts geschah.

Hellmark wandte sein Gesicht dem Freund zu. »Wie siehst du mich, Rani?« wollte er wissen.

»So wie immer. An dein dummes Gesicht hab' ich mich längst gewöhnt…« Der Inder grinste von einem Ohr zum anderen.

»Dann komm doch bitte mal ein paar Schritte näher!«

Björn harrte der Dinge, die da kommen sollten. Mahay schloß auf. Er stand jetzt wieder genau an der Stelle, wo er vorhin gestanden hatte. Doch diesmal sah Björn nicht Molochos in ihm.

Hellmarks Augen verengten sich. Wie war er eigentlich auf den Gedanken gekommen, daß der Mann da vor ihm Molochos sein könne?

Er hatte seinen Todfeind noch nie persönlich gesehen. Es gab Bilder Molochos – doch die stammten aus der Zeit vor zwanzigtausend Jahren. Diese Bilder waren mit Xantilon in der Tiefe des Ozeans versunken.

Vorhin – das war nur ein Gedanke gewesen, eine Beeinflussung wie von einem fremden Willen…

»Wir müssen auf der Hut sein«, bemerkte Björn ernst. Er ließ den Blick in die Runde schweifen.

»Wir tun ja die ganze Zeit über nichts anderes«, erwiderte Rani auf die Worte des Freundes. »Weißt du, was ich jetzt möchte?«

»Nein. – «

»Dann will ich's dir sagen. Ich habe riesigen Appetit auf 'ne gebratene Hammelkeule und scharf gewürztes Gemüse. Und danach eine große Tasse Darjeelingtee, daß einem das Leben wieder Freude macht…«

»Das alles kannst du dir zubereiten, wenn wir wieder auf Marlos sind«, entgegnete Björn. »Aber vorher gibt's hier noch etwas für uns zu erledigen…«

Mahay nickte. »Meinst du, hier in der Gegend ist ein nettes Restaurant, wo man einkehren kann?« flachste er. Im Zwielicht zeigte er seine weißen, strahlenden Zähne, die von seinem dunklen Antlitz abstachen.

Hellmark seufzte. »Ich glaube, diesen Wunschtraum muß ich dir nehmen. Wir werden möglicherweise hier noch manch andere Überraschung erleben, aber sicher nicht die, die wir gern hätten. Außerdem…«

Was er mit diesem Wort einleiten wollte, blieb ungesagt. Björn registrierte die Veränderung auf Mahays Antlitz.

»Björn«, wisperte der Inder da. »Schau dir das doch an!«

Hellmark wandte leicht den Kopf. Er folgte dem Blick seines Freundes.

In dem Saal, der sich jenseits der letzten Stufe der breiten Treppe

ausdehnte, hatte sich das Licht verändert.

Doch nicht nur das. Da gab es noch mehr.

Mitten im Raum – befand sich eine vollendet gedeckte Tafel. Dort stand eine Platte mit dampfendem Braten, eine große, bemalte Keramikschüssel, in der sich gewürztes, wohlduftendes Gemüse befand und in einer anderen Schüssel dampften frisch gekochte Kartoffeln…

»Ich hab's ja gewußt«, freute Rani Mahay sich. »Hier braucht man nur zu denken, was man möchte – und schon erfüllt es sich.«

Mit diesen Worten traf er den Nagel auf den Kopf.

*

Für Elnar Bergstroem, seinen Begleiter und den Staatsanwalt gab es ebensowenig wie für die zahlreichen Polizisten, die eingesetzt waren, einen Zweifel daran, daß Arnd Olin offensichtlich mit dem Leben davongekommen war.

Doch mehr als fünfzig Zeugen beschworen, daß der Bauarbeiter von der herabfallenden Betonplatte erschlagen wurde.

Nur seine Leiche war nirgends zu finden.

Das ging doch nicht mit rechten Dingen zu…

Und doch konnte es nicht anders sein! Olin schien im Augenblick höchster Todesangst noch mal zu einer Leistung fähig geworden zu sein, die man kaum für möglich halten konnte.

Als er die massige Platte auf sich zukommen sah, hatte er alle seine Kräfte mobilisiert, um aus dem Gefahrenbereich zu gelangen.

Und das mußte er geschafft haben. Warum verbarg er sich dann noch? Immerhin waren mehr als vier Stunden seit seinem vermeintlichen Tod vergangen…

Die neue Situation brachte es mit sich, daß die Umgebung noch mal eingehend unter die Lupe genommen wurde.

Insgesamt beteiligten sich vierzig Polizisten daran und alle Kollegen Olins, um ihn zu finden.

Alle bisher erstellten Räume des Hochhauses wurden durchsucht. Man durchkämmte die Keller und Wohnungen der umliegenden Straßen, weil man befürchtete, daß Arnd Olin möglicherweise vor Angst in einen Schockzustand geraten war, der ihn wie ein verirrtes Tier irgendwo im wahrsten Sinn des Wortes in eine Sackgasse getrieben hatte.

Möglicherweise hatte er sogar sein Gedächtnis verloren und irrte durch die große Stadt, ohne zu wissen, wo er sich befand und was geschehen war…

Es war eigenartig, daß an eine solche Möglichkeit zunächst niemand gedacht hatte.

Aber alle Beobachtungen und Aussagen der Passanten und

Arbeitskollegen sprachen auch gegen eine Situation wie diese, in die sie sich nun versetzt sahen.

Doch etwas stimmte an der ganzen Geschichte nicht. Wie konnten mehr als fünfzig Menschen sich irren?

Ein anderer Verdacht kam auf.

Konnte es möglich sein, daß Arnd Olin mit dem Unfall direkt etwas zu tun hatte? Hatte er ihn möglicherweise ausgelöst?

Im ersten Moment war dies ein dummer Verdacht. Doch bei näherem Hinsehen war auch dies nicht so ausgeschlossen, wie es ursprünglich schien. Olin war dabei gewesen, als die Ketten an den Halterungen der Betonplatte befestigt wurden. Hatte er gewußt, was sich ereignen würde? Wenn man von diesem Gedanken ausging – konnte man diese Frage nur mit ja beantworten. Olin war auf den Fall der Betonplatte gefaßt gewesen und hatte sich dementsprechend verhalten. Er lief früher los und tauchte entweder zwischen den Passanten oder den Bauhütten unter, während alle Welt der Meinung war, die Platte hätte ihn erschlagen.

Elnar Bergstroem, ein Hüne von zwei Metern Größe, blond und nordisch aussehend, schüttelte den Kopf. Nein! So ganz gefiel ihm diese Theorie nicht. Es gab da einige Spitzfindigkeiten, die paßten nicht so recht in das Bild.

Selbst wenn Olin irgendeinen Grund hatte, von der Bildfläche zu verschwinden – dann hätte er es doch nicht auf diese Weise getan. Spätestens in dem Augenblick, da man die Betonplatte anhob, um seine Leiche zu bergen, mußte ihm doch klar sein, daß man seinen Plan durchschaute. Wo es keine Leiche gab – gab es weder Mord noch einen tödlichen Unfall.

Olin konnte sich an allen zehn Fingern ausrechnen, daß spätestens in dem Moment die große Suche nach ihm einsetzte, da man nichts von ihm fand.

»Da ist etwas faul. Das riech' ich förmlich«, Elnar Bergstroem war bekannt dafür, daß er für besondere Situationen ein besonderes Gespür hatte. In der Abteilung, für die er tätig war, wußte man die besonderen Fähigkeiten und das Einfühlungsvermögen Bergstroems zu schätzen.

Noch während den Umstehenden und Neugierigen von der Polizei neue Fragen gestellt wurden, man auch noch mal die Aussagen der Bauarbeiter eingehend überprüfte und sich nach der Person Olins nun näher erkundigte als zuvor, tat Elnar Bergstroem etwas, was keiner so recht verstand. Er suchte den Platz ab, auf dem der graue Staub der Betonplatte noch war und man deutlich die abgegrenzte Stelle sah, die die Fläche eingenommen hatte.

Schließlich war auch von dem Punkt aus, wo man die ganze Zeit über schon stand, eindeutig zu sehen, daß dort nichts von Arnd Olin

zu entdecken war.

Schritt für Schritt suchte Bergstroem den fraglichen Boden ab.

Der Staatsanwalt an seiner Seite blickte ihn seltsam an. Doch er sagte kein Wort.

»Die Geschichte wird immer rätselhafter, wenn man anfängt, über sie nachzudenken«, ließ der große, blonde Mann sich vernehmen. »Da gibt es fünfzig Menschen, die sehen, wie ein Mensch erschlagen wird – aber den Erschlagenen findet niemand. Und in Luft aufgelöst haben kann er sich nicht…«

Er stockte plötzlich. Der Sonderbeauftragte der Untersuchungskommission ging in die Hocke und griff nach dem dünnen Stoffetzen, der da zwischen dem grauen Staub lag.

»Haben Sie etwas gefunden?« fragte der Staatsanwalt. Er trug einen beigen Übergangsmantel, dessen obere Knöpfe nicht geschlossen waren. Die dunkelgemusterte Krawatte war deutlich zu sehen.

»Mir scheint so…«, entgegnete Bergstroem mit belegter Stimme.

Er blies den grauen Staub von dem vermeintlichen Stoffetzen.

»Ein Stück Stoff? Ein Stück Papier?« machte der Staatsanwalt sich erneut bemerkbar.

»So sieht's im ersten Moment aus«, sagte Bergstroem erregt. »Aber wenn man genau hinsieht – dann erkennt man es eigentlich ganz deutlich noch…«

Er hielt das Etwas in der flachen Hand und auch der Staatsanwalt konnte es nun sehen.

Die Miene des Mannes wurde hart, und ein erschreckter Ausdruck trat in sein Gesicht.

Was Elnar Bergstroem da auf der Hand hielt, waren zwei blutleere, papierdünn gepreßte Glieder. Der vierte und fünfte Finger einer rechten Männerhand!

*

Er wickelte den Fund in ein weißes Papiertaschentuch und ließ ihn in seiner Tasche verschwinden. Niemand gegenüber erwähnten sie zunächst, was sie entdeckt hatten. Die Tatsache, daß sie etwas gefunden hatten, verstärkte ihr Bemühen, nun jeden Quadratzentimeter Bodens genau zu untersuchen.

Doch es fand sich nichts mehr.

Arnd Olin, der siebenunddreißigjährige Bauarbeiter aus Stockholm, blieb verschwunden als hätte – im wahrsten Sinn des Wortes – der Erdboden ihn verschluckt.

Alle Theorien, die unwillkürlich hatten aufkommen müssen, besaßen nun keine Bedeutung mehr.

Für Elnar Bergstroem stand fest, daß der Mann hier an dieser Stelle

von der Betonplatte erschlagen worden war.

»Und daß wir seine Leiche nicht finden können«, sagte er rauh, als er sich mit dem zweiten Beauftragten und dem Staatsanwalt im Auto befand und niemand ihnen zuhören konnte, »das hat eine besondere Bedeutung…«

»Und was für eine?« fragte ihn der Staatsanwalt. »Haben Sie schon einen bestimmten Verdacht oder eine Vermutung, Herr Bergstroem?«

Das Gesicht des Gefragten blickte ernst. »Ein Verdacht ist vielleicht zu viel gesagt. Aber eine Vermutung – ja, so könnte man sagen. Haben Sie noch nie von Menschen gehört, die durch irgendeinen Vorfall verschwinden, ohne daß es einen Grund dafür gibt? Die Statistik weist aus, daß wir in Schweden allein im letzten Jahr sechshundert Vermißtenanzeigen erhalten haben, die wir nicht klären konnten. Da wird am Straßenrand ein verlassenes Fahrzeug gefunden, das von seinem Chauffeur ohne einen Sinn zurückgelassen wurde. Den Mann hat man nie wieder gesehen. Ein Verbrechen, aber – ein Verbrechen im herkömmlichen Sinn – scheint jedoch ausgeschlossen. Da geht eine junge Frau morgens mit ihrer fünfjährigen Tochter in einen Supermarkt zum Einkaufen. Das Kind bleibt draußen am Eingang auf einem Schaukelpferd sitzen, um sich zu vergnügen. Die Frau tätigt inzwischen ihre Einkäufe. Aber sie kommt nie wieder aus dem Markt heraus. Alle Nachforschungen verlaufen im Sand. Da geht ein Mädchen zur Schule. Es wohnt auf dem Land und hat die Angewohnheit, den drei Kilometer langen Pfad bis zur Schule zu Fuß zu gehen. Der Weg ist nicht bepflastert oder asphaltiert. An diesem Morgen regnet es etwas, der Boden ist aufgeweicht, und man kann die Spuren des Mädchens etwa bis zur Hälfte des Weges verfolgen. Dann hören die Fußabdrücke plötzlich auf, als ob das Kind sich in Luft aufgelöst hätte oder wie ein Geist in den Himmel geschwebt sei… Das sind drei Fälle von sechshundert,’ meine Herren. Die sind mir gerade so eingefallen. Ich könnte die Liste fortsetzen. Ich glaube, daß wir es im Fall des Arnd Olin mit einem ähnlichen Phänomen zu tun haben. In dem Augenblick – im Moment der höchsten Todesangst – entwickelten sich in Olin bisher verborgene Kräfte, die seinen Körper aus dieser Welt, aus dieser Dimension möglicherweise, herauslösten, ehe das tonnenschwere Gestein ihn zerschmetterte. Doch er scheint es nicht ganz geschafft zu haben. Zwei Finger wurden ihm noch abgeschlagen und blieben zurück von dem grausamen Unfall, der uns eigentlich mehr Spuren hätte zeigen sollen.«

Einen Moment schien es, als ob Bergstroem seinen Worten noch etwas hinzufügen wolle. Er brach mitten in seinen Ausführungen ab.

Die Blicke seiner beiden Begleiter nagelten ihn förmlich fest. »Sie werden das Ganze behandeln wie einen gewöhnlichen Kriminalfall?« wandte der Staatsanwalt sich an ihn.

»Zunächst ja. Ich denke, daß auch mein Begleiter da der gleichen Ansicht ist…«

Kommissar Bergstroem blickte auf seinen Assistenten, der mit ihm in der gleichen Abteilung der Stockholmer Kripo arbeitete. »Zunächst ist alles nur eine Vermutung. Wir werden Arnd Olin suchen lassen und gleichzeitig seiner Frau von dem schrecklichen Unfall berichten. Bei dieser Gelegenheit versuche ich, in Erfahrung zu bringen, ob es mit Olin möglicherweise nicht doch eine besondere Bewandtnis hat. Ursprünglich sah die ganze Geschichte aus wie ein furchtbarer Unfall. Aber das allein ist er nicht mehr. Was uns begegnet ist, ist noch viel schlimmer…«

Knappe dreißig Minuten später suchte Elnar Bergstroem in Begleitung eines Polizisten Arnd Olins Wohnung auf.

Das Einfamilienhaus lag an der Peripherie der Stadt und war von einem kleinen, gepflegten Garten umgeben, in dem Obstbäume standen.

Marika Olin war gerade damit beschäftigt, Wäsche im Garten abzuhängen, als das Polizeifahrzeug vorfuhr.

Sie hörte, wie im Haus die Klingel anschlug. Die Tür zur Terrasse stand weit offen, und so war das Geräusch auch deutlich im Garten zu hören.

Marika Olin war Anfang Dreißig, eine schlanke, gutaussehende Person, die das blonde Haar hochgesteckt hatte. Ihre blauen Augen richteten sich irritiert auf den Polizisten und den großen Mann in Zivil, die vor dem Gartentor warteten.

»Frau Olin?« fragte Elnar Bergstroem mit dunkler, ernster Stimme.

Sie nickte.

»Wir hätten Sie gern gesprochen. Nur für einen Moment. Es ist sehr wichtig – wegen Ihres Mannes…«

»Ist etwas passiert?« fragte sie sofort. Sie hatte eine klare, angenehme Stimme. Abwechselnd musterte die Frau die beiden Ankömmlinge.

»Wir werden Ihnen alles erzählen. Können wir Sie einen Moment allein sprechen? Nicht hier auf der Straße…«

»Entschuldigen Sie.« Marika Olin fuhr sich mit einer nervösen Bewegung durch das Haar und strich einige vorwitzige Strähnen zurück, die ihr in Stirn und Augen hingen. »Selbstverständlich gehen wir ins Haus – ich bin im ersten Moment nur so erschrocken, wissen Sie.«

Elnar Bergstroem lächelte sie flüchtig an.

Marika Olin öffnete das Gartentor und ließ die beiden Männer eintreten.

Es fiel Bergstroem schwer zu sagen, was passiert war. Das war nicht jedermanns Sache. In solchen Situationen mußte man die

richtigen Worte finden und kam doch nicht um die Wahrheit herum. Und die eben fiel schwer.

Die Frau saß da wie versteinert. Ihr Gesicht war kreidebleich, und dann Schossen Tränen in ihre Augen. Sie begann herzzerreißend zu weinen, und die Tränen liefen ihr über die Wangen.

Durch die offene Terrassentür kam ein kleines Mädchen.

»Mami! Dann hab' ich doch richtig gehört – du weinst ja – aber Mami!« Die Kleine mit den langen, blonden Zöpfen lief schnell durch das Wohnzimmer und auf ihre Mutter zu. »Hast du dir weh getan? Soll ich dich trösten?«

Marika Olin wischte sich mit den Ellbogen die Tränen aus den Augen und umklammerte ihre Tochter wie eine Ertrinkende, die nach ihrem Retter griff.

»Nein… nein, Anita«, schluchzte sie. »Es ist schon gut… ich werde dir nachher… alles erzählen…«

Das kleine Mädchen sah die beiden Männer mit einem kühlen Blick an. »Aber die haben dir doch nichts getan, nicht wahr?« wollte sie es genau wissen. »Der eine Mann ist doch Polizist… der will doch nichts Böses von dir…«

»Nein Anita. Ich werde dir nachher alles erklären. Und nun geh' schön hinaus in den Garten und spiele weiter. Ich komme bald nach…«

Als das Mädchen gegangen war, trocknete Marika Olin mit einem Taschentuch ihre Augen. »Entschuldigen Sie«, sagte sie mit tränenerstickter Stimme. »Dies ist wohl nicht der rechte Moment, bei Fremden seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen.« Sie atmete tief durch. »Sind Sie ganz sicher, daß es mein Mann war, der verunglückt ist?«

Das war eine typische Reaktion. Marika Olin konnte einfach nicht glauben, daß sie betroffen sein sollte. Täglich hörte und las man von tödlichen Verkehrsunfällen oder Unfällen bei der Arbeit. Aber das – so glaubte wohl jeder – geschah immer nur den anderen. Niemals einem selbst…

»Ein Irrtum ist ausgeschlossen«, entgegnete Elnar Bergstroem. »Wir nehmen es jedenfalls an.«

»Was wollen Sie damit sagen, Kommissar?« Sie richtete ihre tränenschimmernden Augen auf den Mann.

»Es gibt da eine sonderbare Merkwürdigkeit, Frau Olin. Wir konnten Ihren Mann nicht finden!«

Geschickt verstand er es, all die Dinge zur Sprache zu bringen, die gesagt werden mußten, um eine eindeutige Stellungnahme zu erhalten. Marika Olin erschrak nicht weniger als jene Leute, die bisher mit dieser Besonderheit konfrontiert worden waren.

»So etwas gibt es doch nicht!« entfuhr es ihr.

Bergstroem nickte. »Diese Meinung vertraten wir auch. Aber wir

können uns der Tatsache nicht verschließen, daß Ihr Mann getötet wurde und doch entkam…«

Er verschwieg, daß dem Verunglückten zwei Finger abgeschlagen worden waren und diese plattgedrückten Finger sich im Polizeirevier befanden. Unter anderen Umständen wäre es notwendig gewesen, daß Frau Olin anhand dieser Finger ihren Mann hätte identifizieren müssen. Doch da sich an keinem Finger ein Ring oder sonst ein besonderes Merkmal befand, sah Elnar Bergstroem davon ab. Er wollte das Leid der Frau nicht noch vergrößern.

Wenn es nötig war, daß Marika Olin noch zu diesen und anderen Dingen Stellung nahmen mußte, konnte er immer noch darauf zurückkommen.

Als er sich von der Frau verabschiedete, ließ er sie verzweifelt und weinend zurück.

Aus tränenverschleierten Augen blickte Marika Olin den Männern nach. Der schwarze Volvo, in dem die beiden Polizeibeamten verschwunden waren, fuhr los.

Die roten Rücklichter flammten auf.

Draußen wurde es dämmrig.

Marika Olin wußte nicht, wie lange sie so am Fenster stand und auf die Straße starrte, in die sich der Abend senkte.

Sie zuckte plötzlich zusammen, weil sie an der rechten Schulter berührt wurde.

Unwillkürlich drehte sie sich um. Ihr Gedanke war, daß es sich nur um Anita handeln konnte, die sich vorsichtig bemerkbar machte.

So etwas tat sie manchmal. Sie stieg heimlich auf einen Stuhl oder kroch auf eine Sessellehne und tippte sie an.

Aber hier – direkt neben dem Fenster – stand weder Stuhl noch Sessel.

Marika Olin riß den Mund auf zum Schrei, als sie sah, wer vor ihr stand und sie anlächelte.

Es war…

»Arnd!« erschrak sie.

*

»Hier kennt sich jemand aus, der mal das Märchen vom Tischlein-deck-Dich gelesen hat!« freute Rani Mahay sich. Er klatschte in die Hände.

Normalerweise hätte er sich nicht so verhalten. Nun kam es jedoch nicht mehr darauf an, daß sie besonders leise waren. Was immer hier geschah, ließ darauf schließen, daß derjenige, der sie beobachtete, der wußte, daß sie hier waren, sogar Einblick in ihre Gedanken weit hatte…

»Das ist Sequus Werk«, entrann es Hellmarks Lippen. »Wer in der Lage ist, aus Wasser und Geist Tempelstädte und ein Feuerland entstehen zu lassen, der Menschen in Feuerbestien verwandelt, der riesige Hallen und Korridore, steinerne Standbilder und gemütliche Garten aus dem Nichts entstehen läßt – für den ist es eine Kleinigkeit, aus den Gedanken heraus Molochos darzustellen oder diesen Tisch mit den uns mundenden Speisen erscheinen zu lassen…«

Er konnte sich gut vorstellen, auf welche Weise es zu seiner angeblichen Begegnung mit dem Dämonenfürst gekommen war.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn. Wer ihn hier beobachtete und über seine Mission Bescheid wußte, für den war dies kein Geheimnis.

Sequus war darüber unterrichtet. Er war einer der sieben Hauptdämonen. Einst war auch er aus Fleisch und Blut gewesen, ehe er sich Rha-Ta-N'my verschrieb, aber noch eine lange Zeit der Prüfung durchmachte, bevor er sich endgültig und für alle Zeit in die Netze der Dämonengöttin verstrickte.

»Er hält uns genau unter Kontrolle«, fuhr Björn zu sprechen fort. Seine Augen befanden sich in ständiger Bewegung, und er suchte die Säulen, die dunkelsten Winkel und die fernsten Ecken der Wände ab, als würde dort jemand auf sie lauern und sie beobachten.

Doch er wußte, daß dieser Eindruck täuschte. Ihr Feind war viel weiter weg. Und doch befand er sich ganz in der Nähe. Er konnte hinter der nächsten Mauer hocken, in der nächsten Halle. Und sogar selbst wenn er Hunderte oder Tausende Meilen entfernt gewesen wäre, es hätte nichts an dem geändert, was hier geschah.

Aufmerksam ihre nähere Umgebung beobachtend, lösten die beiden Männer sich schließlich aus dem restlichen Teil der Höhle, um hinüberzugehen in die Halle, in die der Stollen mündete. Dabei merkte Björn, daß sich etwas verändert hatte, seitdem er glaubte, Molochos begegnet zu sein.

Und jetzt fiel es ihm wieder auf.

Rechts in der Ecke neben der Säule – der geheimnisvolle Thron mit den sieben Stufen!

Der war auch nicht mehr da. Er hatte sich aufgelöst wie ein Nebelstreif in der ersten Morgensonne.

In dieser Welt, die so real wirkte, entstanden Bilder, die ihnen als Halluzinationen und Visionen geschickt wurden.

Aus welchem Grund?

Wollte man sie nur irritieren? Wollte man sie hinhalten? Bezweckte Sequus etwas ganz Bestimmtes damit und lenkte ihre Schritte in eine bestimmte Richtung?

Fragen über Fragen – und keine Antworten…

Aber mit seiner eigenen Gedankenwelt mußte es zu tun haben. Davon ließ sich Björn nicht mehr abbringen. Es war eindeutig, daß –

vermutlich – Sequus über seine Probleme informiert war. Hier in diesem Teil der Halle, wo der Schacht aus der Tiefe des Meeres in das Felsengebilde, das offensichtlich mit Kh'or Shan verbunden war, mündete, schienen besondere Umweltbedingungen zu bestehen. Eine Art Schutzmantel?

Sequus wußte, daß für ihn – Björn Hellmark – der Thron mit den restlichen fünf Siegeln zur Lebensfrage geworden war. Wenn alle fünf Siegel erbrochen waren, würden Apokalypta und ihre sieben Schwarzen Reiter ihren unheimlichen Todesritt beginnen.

Er, Hellmark, hatte absichtlich noch mal versucht, in die Höhle des Löwen einzudringen, um sich bis zum Thron vorzuarbeiten, wo erstens er verhindern wollte, daß die fünf Siegel erbrochen wurden, und zweitens er das Schwert des »Toten Gottes«, sein Eigentum, zurückholen wollte, das mehrere Ursen ihm im unfairen Kampf abgenommen hatten und in der Nähe des Thrones aufbewahrten.

Björn faßte noch mal die Stelle, wo er den Thron vorhin wahrgenommen hatte, eingehend ins Auge. Dort war tatsächlich nichts. Weder der Thron – noch sein Schwert…

Und jetzt, wo er darüber nachdachte, begriff er auch, daß der Thron und das Schwert gar nicht hier sein konnten. Sequus und seine Helfer hätte viel zu tun, diese Gegenstände ständig zu verschleppen und an bestimmte Stellen in den labyrinthähnlichen Höhlen und Korridoren zu schaffen.

Aufmerksam und gleichzeitig irritiert näherten sie sich der riesigen Tafel, die wie in einem Rittersaal gedeckt vor ihnen stand.

Der Duft von Gebratenem stieg ihnen in die Nase und stachelte ihren Hunger und Appetit nur noch stärker an.

Rani Mahay verdrehte die Augen. »Genau, Björn… ooh, duftet das herrlich… das ist genau das, was ich mir gewünscht habe. Diese Gewürze… Curry… Chili… und so phantastisch knusprig angebraten – was wünscht man sich da mehr?«

»Und was du nicht riechst… ist vielleicht Arsen oder Strychnin«, sagte der blonde Mann an seiner Seite.

Das Wasser lief ihnen im Mund zusammen.

Wie lange waren sie schon unterwegs? Wie sehr waren sie in der Zwischenzeit durch Vorgänge und Abenteuer gefordert worden! Das alles hatte Kraft gekostet. Wer immer von ihrer inneren Qual wußte, benutzte ihre Gefühle und ihre Sehnsucht.

»Es ist wie ein Traum«, murmelte Rani.

»Ein Traum, der tödlich enden kann, Rani. Denke immer daran… komm, laß uns fortgehen von hier. Die Dinge sind nicht wirklich. Sie sind nicht mehr, als eine Fata Morgana…«

»Aber eine schöne Fata Morgana. Und man kann sie sogar anfassen. Schau her…« Mit diesen Worten griff er nach dem schweren,

silbernen Messer und der Fleischgabel. Das Fleisch war so zart, daß die beiden Zinken wie in einem Butterblock versanken.

»Hhmm«, machte Mahay nur.

Er schnitt aus dem zarten, saftigen Fleisch ein größeres Stück heraus, führte die Gabel zur Nase und genoß den Duft.

»Es riecht herrlich, Björn! Und wenn man bedenkt, daß es überhaupt nicht da ist… dann kann man verrückt bei dem Gedanken werden, nicht wahr? Aber wenn wir das nicht sehen und nicht fühlen – wenn also Tisch und Braten, Bestecke und Teller nicht vorhanden sind, dann gibt es logischerweise auch dieses Stück Fleisch nicht!«

Da schob Rani Mahay es zwischen die Zähne, ehe Hellmark es verhindern konnte.

Genußvoll kaute der Inder.

»Vielleicht handelt es sich um unsere Henkersmahlzeit«, sagte er fröhlich. Er schien das Ganze gar nicht ernst zu nehmen. »Wer weiß, welche Überraschungen man sich für uns ausgedacht hat. Da will man uns vorher noch fröhlich stimmen. Sei's, wie es sei, wir nehmen das auf alle Fälle noch mit…«

Mit diesen Worten setzte er sich an die Tafel, schaufelte sich den Teller voll und begann in aller Gemütsruhe zu essen und zu trinken.

Dann machte Björn es ihm nach. Das Ganze war ein wahres Wunder. Er konnte sich nicht vorstellen, daß ausgerechnet ein leibhaftiger, blutreiner Dämon wie Sequus oder sonst einer aus den Reihen der Mächte der Finsternis hier Interesse daran hatte, ihnen einen Gefallen zu tun.

Aber so, wie sich die Dinge jetzt darstellten – tat man ihnen diesen Gefallen.

Wie war das nur alles zu begreifen?

Björn mußte sich im stillen eingestehen, daß er selten so verwirrt war, daß er keinen Zusammenhang mehr sah zwischen den Ereignissen von vorhin, als er glaubte, Molochos gegenüberzustehen und jenen Dingen die sich jetzt ereigneten.

Das waren zwei grundverschiedene Situationen!

Die eine erschreckte und störte sie und forderte Kraft von ihnen.

Diese hier erfreute sie, machte sie fröhlich, ließ aber gleichzeitig Zweifel an der Wirklichkeit aufkommen.

»Schade«, sagte Rani Mahay zwischen zwei Bissen. »Schade, daß dir das nicht schmeckt, Whiss. Von dir weiß ich übrigens noch gar nicht, was dir eigentlich so mundet…«

Dabei griff er mit der Rechten an seine linke Schulte, um das kleine, koboldartige Wesen zu fühlen, daß sich normalerweise dort hätte befinden müssen. In der Aufregung, die ganze Zeit über, hatte er gar nicht mehr daran gedacht.

Aber da war – niemand!

Whiss war verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben.

Aufgeregt blickte der Inder in die Runde. »Whiss ist weg! Aber er war doch gerade eben noch da! Hast du ihn gesehen, Björn?«

Die Sorge um den kleinen Freund, den er aus dem Mikroreich mit in diese Welt hinübergerettet hatte, bedrückte ihn. Auf einmal schmeckte es ihm nicht mehr.

»Er ist verschwunden. Kannst du dir so etwas vorstellen? Der Bursche hat sich einfach aus dem Staub gemacht, nachdem er erst so tat, als ob ich ihm ans Herz gewachsen sei.« Er schüttelte verständnislos den Kopf.

Rani durchquerte den Raum und sah sich in allen Ecken und Winkeln um, besonders an der Stelle, wo er gemeinsam mit seinem Freund Björn den Kampf ausgefochten hatte.

Aber auch hier gab es keine Spur von Whiss.

Das kleine, rabengroße Tier, das stets wie mit ihm verwachsen auf seiner Schulter hockte und jeden Schritt mit ihm ging, gab es nicht mehr…

Björn schob ein letztes Stück Fleisch in den Mund, ließ noch eine Gabel voll Gemüse folgen und meinte dann: »Er war bis vor wenigen Augenblicken noch bei dir gewesen. Vielleicht ist das eine Marotte von ihm, die du bisher noch nicht von ihm kennst, so nach und nach wirst du schon einige Besonderheiten in Kauf nehmen müssen. Getreu nach dem Motto: Schaff dir nie ein Tier an, wenn du nicht weißt, was für Marotten es hat!«

»Whiss ist kein Tier. Er ist so etwas wie ein – Menschentier. Er kann sprechen, aber nicht nur wie ein Papagei, sondern unter Benutzung eigener Worte und Gedankengänge. Und die Tatsache, daß er – als wir uns in den Hallen bei den Monstertürmen befanden – unter deinen Augen die atomare Struktur der Deckenhalle umwandelte…«

»Rani!« entrann es Hellmark da. Er schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Das ist es, alter Kampfgenosse! Whiss steckt dahinter. Da gibt es für mich keinen Zweifel mehr. Natürlich – die Sache mit der Umformung der Strukturen…«

Whiss, der kleine Kobold, hatte es ihnen selbst erklärt. Er war mit seinen übersinnlichen Fähigkeiten imstande, die Anordnung der Atome zu verändern und wunschgemäß aufzulösen oder wieder zusammenzusetzen.

Whiss besaß auf seinem kleinen, kahlen Schädel elf winzige Noppen, die er ausfahren konnte wie Antennen. Und mit diesen Antennen konnte er offensichtlich unterschiedliche Fähigkeiten ausüben.

Whiss war ein Rätsel. Man wußte nichts Genaues über ihn. Woher er stammte, was für einen Lebenszweck er erfüllt hatte, was für eine

Verbindung es möglicherweise zwischen ihm und dem geheimnisvollen, hingemordeten Volk in den Kuppelstädten gab – das alles war bis zur Stunde nicht geklärt.

»Es sind in der Tat keine Halluzinationen«, fuhr Björn Hellmark fort. »Was wir fühlen, sehen und riechen – ist tatsächlich vorhanden. Wunschbilder aus unseren Gedanken – muß Whiss, wenn er wirklich dahintersteckt, erfaßt und umgesetzt haben. Jedes Atom, jedes Molekül ist wandelbar. Man versucht, solche Dinge herbeizuführen auf technischer Basis. Doch der Geist ist oft mächtiger als eine noch so hochentwickelte Technik. Whiss hat erkannt, daß wir hungern und dürsten. Er hat aus den uns in jedem Moment umgebenden, zahllosen Atomen jene zusammengesetzt, die Essen und Trinken ausmachen. Das Prinzip ist eigentlich ganz einfach, man muß es nur beherrschen…«

»Wenn wirklich Whiss dafür verantwortlich zu machen ist, dann muß man notgedrungen auch annehmen, daß er etwas mit der Erscheinung zu tun hatte, die uns beiden vorgaukelte, Molochos vor uns zu haben«, entgegnete Rani Mahay auf die Worte seines Freundes. »Aber das paßt ja gar nicht so richtig…«

»Auf den ersten Blick scheint es keine Verbindung zu haben. Aber wenn man es genauer betrachtet, paßt es doch dazu. Whiss konnte sich in unsere Gedankenwelt einfühlen. Viel Fremdes und Unbekanntes muß ihm dabei begegnet sein, womit er zunächst nichts Rechtes anzufangen wußte, übrigens, Rani: wenn er wirklich Einblick in unsere Gedanken hat, dann ist das auch eine Erklärung dafür, wieso er es lernte, so schnell unsere Sprache und Vorstellungswelt zu begreifen. Das nur nebenbei. Er hat erkannt, womit wir beide uns am meisten beschäftigen. Wir waren der Meinung, daß durch die Ereignisse hier auf Kh'or Shan Molochos Ankunft unmittelbar bevorsteht. Wahrscheinlich hat Whiss hier etwas fehlinterpretiert. Er erkannte die Wichtigkeit, aber nicht die Hintergründe, die für uns beide maßgebend sind. Er wollte uns – sowohl dich wie auch mich – möglicherweise von der Gefahr ablenken und hat sie gerade dadurch erst herbeigeführt. Der Bursche kann nicht nur atomare Strukturen verändern, sondern auch hypnotische Bilder entstehen lassen, die so eindringlich, so faszinierend sind, daß man meint, sie wirklich zu sehen. Das alles sind natürlich Vermutungen. Aufklärung allein könnte Whiss selbst geben. Wo ist er nur?«

»Das Kerlchen scheint flügge zu werden«, knurrte Mahay. »Ich kann ihn nirgends sehen.«

Auf Björns Lippen stahl sich ein Lächeln. »Vielleicht ist er vorhin durch die Wirksamkeit seiner Halluzinationen selbst so erschrocken, daß er das Weite gesucht hat. Und dann wollte er wieder etwas gutmachen und hat uns den gedeckten Tisch hingestellt…«

Mahay nickte. »Atome schwirren ja genug hier herum. Wenn man

weiß, wie man sie zusammensetzt, kann man die tollsten Rezepte mixen. Mit dem Burschen muß ich mal reden. Ich glaube, in ihm hab ich den Stein der Weisen gefunden. Der kann sogar Blei in Gold verwandeln.«

Als die beiden Männer erkannten, wie die Dinge wirklich zusammenhingen, wurde ihnen leichter ums Herz.

Offenbar hatte Sequus tatsächlich noch nicht bemerkt, daß seine beiden Feinde hier eingedrungen waren.

Der König der Ursen mußte mit Vorbereitungen, die den Sturm über die Weltmeere und die Städte der Menschen betrafen, voll ausgelastet sein.

Seine große Stunde war gekommen und mit ihr Molochos Stunde…

»Selbst wenn das Ganze nur auf Einbildung beruht, ist dein kleiner Freund ein wahrhaft großer Künstler«, murmelte Hellmark.

Sie waren einzige Aufmerksamkeit, was ihre Umgebung anbelangte.

Der Stollen aus der Kuppelstadt der Monstertürme mündete in einen Felsen, der zweifelsohne direkt zu Kh'or Shan gehörte. Ob dieser Teil Kh'or Shans in die Welt der Sichtbaren oder Unsichtbaren ragte, war ihnen allerdings unbekannt.

Doch hier unten, eingefangen in der Tiefe des Ozenas, blieb es zunächst gleich. Vorerst gab es für sie sowieso keinen Ausweg aus diesen unterseeischen Hallen, die sie halb gezwungen, halb freiwillig aufgesucht hatten.

Im Mittelpunkt ihres Interesses stand jener Tempel, wo der geheimnisvolle Thron mit den fünf noch restlichen, gefährlichen Siegeln sich befand, und wo auch Hellmarks Schwert des »Toten Gottes« liegen mußte. Diesen Tempel mußten sie finden. Koste es, was es wolle.

Die beiden Freunde hielten sich dicht an den kahlen Mauern und in den tiefen Schatten der Durchlässe, um sich nicht gleich wie auf einem Tablett zu zeigen, falls Ursen oder sonst irgendwelche Untertanen des Sequus auftauchten.

Doch hier in diesem Bezirk schien sich tatsächlich niemand die Mühe zu machen, ihn zu kontrollieren. Er schien so etwas wie einen Tabu-Ort darzustellen.

Björn und Rani erkannten bereits auf ihrem Herweg durch die Kuppeln der Monstertürme, daß die Ursen ganz offensichtlich zwar versucht hatten, die merkwürdige Technik jener Fremden, die von irgendwoher aus dem Kosmos gekommen waren, und die mechanischen Monstertürme zurückließen, zu begreifen und zu übernehmen. Doch damit schienen sie kein Glück gehabt zu haben.

Wahrscheinlich wirkten die Einflüsse oder sogar gewisse Gefahren aus dem Bereich der Monstertürme bis hierher nach, so daß sie es

nicht wagten oder für nötig hielten, anwesend zu sein.

Björn und Rani achteten auf jedes Geräusch und jede Bewegung. Sie wußten, daß ihr riskantes Unternehmen tödlich enden konnte. Der Übermacht tausender und abertausender fischgesichtiger Ursen hatten sie nichts entgegenzusetzen.

In seiner Hosentasche trug Hellmark als einzige »Waffe« die Dämonenmaske. Der Armreif der Velena, der imstande war, den Träger und jeden, den derjenige anfaßte, unsichtbar zu machen, befand sich in Carminias und Pepes Besitz. Zu ihrem Schutz hatte er den Armreif zurückgelassen.

Jetzt wäre er für ihn eventuell verwertbar gewesen. Carminia und Pepe waren nicht mehr unbedingt auf dieses Hilfsmittel angewiesen. Sie befanden sich in absoluter Sicherheit im Garten des Hestus, den Carminia erforschen wollte. Hier hatte sie Dinge entdeckt, die sie an ihr erstes Leben als Loana erinnerten. Und sie wollte mehr über dieses Leben erfahren, weil die Ereignisse von damals bedeutsam waren für das Verständnis ihres heutigen Lebens.

Sich an der Wand entlangschleichend, erreichten die beiden Freunde eine Treppe, die spiralförmig in die Höhe führte.

Björn und Rani blieben dicht hintereinander, und ihre Sinne waren zum Zerreißen gespannt.

Da vernahmen sie ein Geräusch.

Es lag genau hinter dem Mauervorsprung, den sie jetzt passierten, nachdem sie das Ende der sich nach oben windenden Treppe erreicht hatten.

Vorsichtig streckte Björn den Kopf nach vom, um sich zu vergewissern, was hinter der Wand geschah.

Er blickte, in einen ovalen Raum, dessen Wände glatt und abgerundet waren, und der von dieser Seite aus, von der sie sich näherten, mit kräftigen Metallgitterstäben abgesperrt war.

Damit gab es hier von der Treppe aus, die genau in das ovale Verlies führte, keine Möglichkeit mehr weiterzukommen. Die Gitterwand verhinderte es.

Hellmark preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand und blickte den Freund ernst an.

Die beiden verstanden sich ohne viele Worte.

»Durch die Stäbe kommen wir nicht«, raunte Björn tonlos. »Aber es gibt eine Tür. Und die müssen wir versuchen zu öffnen… es lohnt sich. Schau dir’s doch mal genau an.«

Rani Mahay ließ sich das nicht zweimal sagen.

»Aber paß auf«, wisperte Hellmark schnell. »Dein Kopf ist dicker als meiner und glänzt wie ein Vollmond. Laß dich nicht erwischen.«

Der Inder ging in die Knie. Aus halber Höhe schob er seinen Kopf nach vorn und bekam das zu sehen, was auch Hellmark beobachtet

hatte.

Hinter dem Abgrenzgitter inmitten des ovalen Verlieses, von dem aus zwei Durchlässe in verschiedene Richtungen führten, stand der Thron des Hestus mit den sieben Stufen. Der Thron wurde links und rechts flankiert von zwei Ursen, die mit langen, spitzen Lanzen bewaffnet waren und wie Salzsäulen standen.

Im Gitterwerk gab es ein verschlossenes Tor, an das die Treppe stieß.

Wenn sie beide nun die letzte Kurve nahmen und die vorspringende Mauer umgingen, würden sie genau im Blickfeld der beiden Wächter des Thrones auftauchen.

Die Situation sprach für sich.

Sequus hatte den Thron in einen speziellen Raum schaffen lassen und ließ ihn bewachen. Nachdem ihm bewußt geworden war, daß seine Strafexpedition nichts gefruchtet hatte und Hellmark mit dem Leben davongekommen war, rechnete er damit, daß dieser Feind der Dämonen und aller böser Kräfte noch mal den Versuch unternahm, in den Tempel einzudringen.

Daß es jedoch – durch einen reinen Zufall – über die Stollen der Monstertürme geschah, hatte auch ein Sequus nicht erkennen können.

Die fünf Siegel waren noch erhalten! Das bedeutete, daß Molochos noch nicht in der dunklen Stadt in jenem wiederaufgetauchten Teil Xantilons erschienen war.

»Es ist alles noch drin«, flüsterte Björn dem Freund zu. »Jetzt liegt's nur an uns, was wir daraus machen…«

Sie mußten versuchen, die beiden Wachen dazu zu bringen, das Gittertor zu öffnen. Beide Ursen zu überrumpeln, dürfte ihnen allerdings nicht schwerfallen.

Doch alles mußte so schnell gehen, daß keiner von denen dazu kam, ein Signal weiterzuleiten oder einen Hilferuf von sich zu geben.

Lautlos mußte die Angelegenheit über die Bühne gehen.

Alles blieb ruhig. Die zwei Ursen ahnten nichts von der Nähe der beiden Menschen.

Björn und Rani überlegten noch, wie sie am besten vorgingen, um einerseits die Fischmenschen auf sich aufmerksam zu machen und andererseits zu verhindern, daß sie weitere Hilfskräfte imstande waren anzufordern.

Die Entscheidung wurde ihnen abgenommen.

Aus einer Mulde in den porös wirkenden Wänden, die beiderseits die steile, spiralförmige Treppe flankierten, löste sich wie ein etwas größerer Vogel lautlos eine Gestalt und schnellte direkt auf Mahay zu.

Das gab's doch nicht!

»Wenn man an den Teufel denkt, dann taucht er auch tatsächlich auf«, entfuhr es den Lippen des Inders.

»Ich bin nicht der Teufel – sondern Whiss«, maulte der Kleine mit den Glupschaugen, den regenbogenfarbenen Schwingen, die er lautlos bewegte, und landete mit gespreizten Füßen auf Ranis rechter Schulter.

Mahay mußte sich eingestehen, daß die ganze Situation mit Hilfe seines aus dem Mikroreich mitgebrachten, koboldartigen Geschöpfes bedeutend besser zu meistern wäre.

»Wie war's denn, wenn du mal wieder deine Fühler ausstreckst und versuchst, die Struktur der Eisenstäbe…«, begann der Koloß von Bhutan. Doch Rani brauchte das, was in seinem Kopf vorging, gar nicht erst auszusprechen.

Whiss drückte seinen schildkrötenartigen Schnabel an Mahays Ohr und flüsterte ihm etwas zu.

»Schon erledigt, großer Bruder! Du brauchst gar nicht so komische Gedanken zu haben… von wegen, daß du bisher nicht wußtest, daß wir eigentlich verwandt sind…« Der Kleine vervollständigte sein Talent mehr und mehr. Mit jeder Stunde, die verging, jedem Tag, der verstrich, schien er an Wissen und Können zuzunehmen. »Dich wundert's auch, daß ich die ganze Zeit nicht bei euch gewesen bin. Das macht doch gar nichts. Ich hab' mich in der Gegend ein bißchen umgesehen. Ich hab' gemerkt: da sind sie…«

»Wer sind ›sie‹?« wisperte der Inder.

»Meine besonderen Freunde. Die Ursen. Ich kann die Kerle nicht riechen. Ich fang' innerlich jedesmal an zu zittern, wenn ich merke, daß sich einer in meiner unmittelbaren Umgebung aufhält. Da wollte ich sie mir auch mal genauer ansehen.«

»Und das hast du getan?«

»Aber ja, Bhutan-Mann«, säuselte Whiss.

Unwillkürlich mußte Björn Hellmark lächeln. Diesem vogelartigen Wesen mit dem Schildkrötengesicht unterliefen immer wieder seltsame Wortspielereien, die es ganz natürlich fand, die aber aus der Sicht von Björn und Rani unwillkürlich zum Witz wurden.

»Doch über all die Fragen, die du jetzt noch hast, können wir ja später sprechen. Wenn's ein Später für euch beide gibt…«

Whiss blickte sie abwechselnd mit großen, kugelrunden Augen an und verzog sein Schildkrötenmaul, so daß er aussah wie eine verzeichnete Karikatur. »Und nun beeilt euch! Das Tor steht offen. Überrascht die beiden! Ich seh' zu, wie ihr sie auf Eis legt. Beeilt euch, ehe sie bemerken, daß das Tor verschwunden ist…«

Da gab es in der Tat keine Sekunde mehr zu zögern.

Mit einem blitzschnellen Blick um das Mauerwerk vergewisserte Björn sich, daß Whiss die Wahrheit sagte.

In dem Gitterwerk lösten sich in diesen Sekunden die Stäbe auf wie ein Gespenst, das langsam verblaßte.

Die atomare Struktur war nicht mehr komplex. Whiss machte einen stark konzentrierten Eindruck und eine seiner ›Antennen‹ mitten auf dem Schädel vibrierte in höchster Erregung.

Im Sturmschritt jagten Björn und Rani hintereinander die steilen Stufen nach oben.

Noch drei Treppen lagen vor ihnen. Hellmark warf sich förmlich durch den Eingang, ehe die Ursen begriffen, was eigentlich geschah.

Der eine riß das Fischmaul auf und drehte sofort seinen Speer nach unten, um Hellmark aufzuspießen.

Doch Björn war schneller.

Wie eine Raubkatze schnellte er gegen den Wächter des Thrones.

Björns Rechte krachte gegen das Kinn des Fischgesichtigen und ließ dessen Maul wieder zuklappen.

Der Urse schwankte, taumelte nach hinten und schien nicht mehr recht zu wissen, was er eigentlich mit seiner Lanze anfangen sollte.

Die feuchtschimmernde, graue Schuppenhand mit den Schwimmhäuten zwischen den Fingern, löste sich zitternd vom Lanzenstiel, und scheppernd fiel die Waffe zu Boden.

Der Urse bekam überhaupt nicht mit, was da vor sich ging, und ohne einen Laut von sich zu geben, sackte er in tiefe Bewußtlosigkeit, als Björn Hellmark ein zweites Mal zuschlagen mußte, um die Gefahr für sich und seinen Freund zu bannen.

Rani Mahay war dafür vorgesehen, den rechts neben dem Thron stehenden Ursen an jeder Aktion zu hindern.

Sequus’ Untertan war genauso überrascht wie der andere und kam nicht mehr dazu, dem Inder irgendwie gefährlich zu werden.

Doch der Urse reagierte eine Zehntelsekunde schneller als der zweite Wächter.

Seine Lanzenspitze kam rascher nach vorn und krachte noch auf Mahays Schulter.

Instinktiv warf Rani den Kopf zur Seite, um sich nicht zu verletzen.

Er konnte das Unheil von sich abwenden und sprang wie ein Berserker den Gegner an, konnte allerdings nicht mehr verhindern, daß es den kleinen Whiss erwischte.

Die Lanzenspitze traf das vogelähnliche Wesen mit voller Wucht. Whiss wurde auf dem kahlen, mit Noppen versehenen Kopf von der Breitseite mit voller Wucht, getroffen und sackte in die Knie.

Mahay hatte beide Hände voll zu tun, seinen Gegner zu versorgen, so daß er es nicht mehr schaffte, zur Schulter zu greifen und Whiss aufzufangen, der auf ihr abrutschte wie auf einer Rutschbahn.

Der kleine Vogel rollte mit einem kaum hörbaren, dumpfen Geräusch bei zusammengefalteten Flügeln auf den harten, steinernen Boden, hatte den Kopf zwischen die Schultern eingezogen und blieb reglos liegen.

Für Björn und Rani ereigneten sich die Dinge mit einer solchen Geschwindigkeit, daß keiner mehr von ihnen dazu kam, etwas für Whiss zu tun oder sich über sein Schicksal zu informieren.

Rani war so erfolgreich wie Björn. Der erste Schlag saß, und der Urse kam nicht dazu, einen Hilferuf von sich zu geben.

Mahay schleuderte die Lanze noch zur Seite und zwar mit solcher Wucht, daß der Stiel abknickte wie ein Streichholz.

Der feuchte, glitschige Fischkörper unter Ranis Händen wurde schlaff wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hatte.

Der Urse taumelte gegen die Wand und mit ihm Mahay.

Rani wollte den Fall nach vorn noch abbremsen, indem er sich an der linken Seiten wand des hohen Thronsessels abzustützen versuchte.

Die Wand gab nach!

Der Thronsessel mit den fünf noch erhaltenen Siegeln kippte seitlich Weg, als wäre er an Scharnieren befestigt.

Durch die unerwartete Vorwärtsbewegung wurde Rani mitgerissen. Er rutschte über die Seitenwand des Thrones, baumelte mit den Füßen in einen dunklen, unauslotbaren Abgrund und sah im gleichen Augenblick seinen Freund Björn wie einen Stein in die Tiefe fallen, weil die Schachtöffnung so groß war, daß auch Hellmark davon in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Die Stelle, wo der Thron stand, war eine einzige Falle.

Und ein Rand in einer ungefähren Breite von rund zwei Metern um den Thron wurde in diese Falltür mit einbezogen.

Dies wurde Björn und Rani zum Verhängnis.

Beide stürzten und sahen über sich noch den großen, sich schwarzrandig gegen das graue Zwielicht im Hintergrund abhebenden Rand des Fallschachtes, was im nächsten Moment auch für sie nicht mehr wahrnehmbar war.

Wie von Zauberhand wurde der abgeklappte, in der Luft über ihnen hängende Thron wieder nach oben gedrückt. Er verschloß hermetisch die Öffnung, durch die sie gefallen waren, während ihr Sturz in den schwarzen Abgrund weiterging…

*

Sie schluckte und merkte nicht, wie ihre Hände sich zu Fäusten formten und die Fingernägel tief in ihre Handinnenflächen eingruben.

»Arnd!?« hauchte sie. »Bist du es – wirklich? Aber wie… kommst du denn… jetzt… hierher?«

Sie musterte ihn aus großen Augen, während er zwei Schritte näher trat. Er lächelte sie freundlich und besonnen an. »Aber natürlich bin ich’s, Liebling. Erkennst du mich denn nicht mehr?«

Marika Olin starrte ihren Gatten an. Das energische Kinn, die gerade Nase… die immer freundlich lächelnden Lippen, um die es manchmal verräterisch zuckte… ja, das war Arnd, wie er atmete und lebte.

»Aber Arnd… du kannst doch nicht hier sein! Gerade eben noch war die Polizei im Haus und hat mir von dem schrecklichen Unfall… berichtet. Wieso kann ich dich jetzt sehen? Wo hast du die ganze Zeit über gesteckt? Was soll dieses seltsame Spiel?«

»Es ist kein Spiel, Marika, es ist ernst! Ich bin gekommen, um dir alles zu erklären, soweit ich in der Lage dazu bin, es mit meinen Worten und meinem Verständnis mitzuteilen.«

Ihre Augen vereinigten sich, und über ihrer Nasenwurzel entstand eine steile Falte. »Arnd – was hat das alles zu bedeuten? Ich verstehe nicht, was du mir sagen willst…«

»Ich kann nicht lange bleiben. Meine Zeit ist begrenzt. Eines jedoch darfst du versichert sein: ich bin nicht tot, ich lebe!«

Ihre Lippen zitterten. Sie sah ihren Mann vor sich, hörte seine Stimme, und ihr Schädel dröhnte, als hätte jemand darin einen Gong angeschlagen.

»Ich verlier' den Verstand… das alles war zu viel für mich…« Sie murmelte leise und schnell vor sich hin. Die Worte sprudelten über ihre Lippen, und sie machte plötzlich einen gehetzten, nervösen Eindruck.

»Marika, Liebes… du brauchst keine Angst zu haben. Weder vor dem, was man dir mitgeteilt hat, noch über die Tatsache, daß ich so und nicht anders hierher kommen kann. Sei ganz ruhig, Marika!« Er sprach ruhig und freundlich.

»Das ist einfacher gesagt… als getan! Arnd, wie kannst du zu mir sprechen? Wieso kann ich dich sehen, obwohl du doch tot bist?«

Marika Olin begann zu schluchzen. Sie konnte nicht verhindern, daß erneut Tränen ihre Augen benetzten.

»Gerade das möchte ich versuchen, dir zu erklären, Liebes. Das mit dem Unfall stimmt! Doch ich wurde nicht verletzt. Im Augenblick der höchsten Gefahr gelang es mir, mich aus der normalen Welt hinauszukatapultieren…«

»Was heißt das, Arnd?«

»Ich weiß nicht, ob mir dabei jemand geholfen hat, oder ob ich es aus eigener Kraft geschafft habe. Unsere Welt ist nicht so nahtlos eingerichtet, wie wir es alle glauben. Die dritte Dimension ist nicht die einzige, wie du weißt. Sie ist für uns die einzig wahrnehmbare, in der wir leben. Öffnungen zur vierten und weiteren Dimensionen bestehen überall, sie sind wie Löcher und Spalten in einer scheinbar glatt und fugenlos vollendeten Fläche oder einem fein gesponnenen Stoff. In einen solchen Spalt muß ich wohl gerutscht sein. Ich bin in einer

anderen Welt, Marika.«

»Arnd!« entrann es ihr.

»Das ist kein Grund zum Traurigsein! Schlimmer wäre es, wenn die Betonplatte meinen Körper zerschmettert hätte. Das aber wurde verhindert. Nun muß ich nur noch einen Weg finden, von dort wieder wegzukommen, wohin ich geraten bin…«

»Aber du bist doch da… dann bleib doch… einfach hier…«

Er schüttelte bedächtig den Kopf. »Leider ist das nicht so einfach. Ich kann mich minutenweise hierher zurückversetzen – aber damit ist keinem von uns geholfen. Ich muß wieder gehen, Marika! Doch ich werde wiederkommen. Das verspreche ich dir fest. Ich wollte nur, daß du weißt, es gibt mich wirklich noch. Und beerdigen können sie mich nicht. Es ist ja keine Leiche da… ich bin einfach verschwunden, doch minutenweise oder gar stundenweise werde ich zurückkommen, um bei dir zu sein…«

Da streckte sie die Hände nach ihm aus. Mechanisch reagierte er und hob auch die seinen, um ihre Handflächen zu berühren.

Ihr Blick fiel auf seine rechte Hand.

Ein leiser Aufschrei entfuhr der jungen Schwedin. »Arnd. Was hast du denn mit deiner Hand gemacht? Dir fehlen ja… zwei Finger!«

Da zuckten seine Hände zurück, und er verbarg sie hinter dem Rücken.

»Es ist nichts. Das hat nichts zu bedeuten. Bei dem Unfall ist etwas schiefgegangen. Es ist nicht weiter schlimm…«

Er lächelte ihr ins Gesicht. Und plötzlich sah sie etwas, was sie mit neuem Grauen erfüllte.

Der Körper ihres Mannes verblaßte, und sie sah durch den Leib hindurch die Terrassentür, die im Wind wehende Wäsche, Schrank und Polstermöbel, die hinter ihm standen.

Arnd Olin war nur noch eine Schemen, der sich wie ein Gespenst auflöste.

»Arnd!« rief sie noch, ohne daß es ihr bewußt wurde.

Ihre Stimme verhallte, und an der Stelle, wo sie ihren Mann noch eben gesehen hatte, herrschte einen Moment ein kalter, eisiger Luftzug, als ob jemand im Haus noch mal eine Tür geöffnet hätte und hier im Zimmer Zugluft entstand.

Doch das war nicht der Fall.

Bis auf die Terrassentür waren alle anderen Türen und Fenster im Haus verschlossen.

Es war der Luftzug einer anderen Welt, der Marika Olins Antlitz fächelte…

*

Sie starrte in das leere Zimmer vor sich, und ihre Augen begannen nach einigen Sekunden zu brennen.

»Arnd?« flüsterte sie. »Wo bist du? Warum gehst du wieder fort?«

Sie stieß ihre Hände nach vorn, griff aber nur ins Leere.

»Ich muß zurück auf die Welt, in die ich geraten bin…«, hallte eine leise, sich rasch abschwächende Stimme noch an ihre Ohren. Es handelte sich um ihres Mannes Stimme. Doch ihn selbst nahm sie schon nicht mehr wahr. »Ich werde dir vielleicht mehr sagen können, wenn ich… mehr weiß, Marika… muß… gehen… es tut mir so leid! Bitte, sei nicht traurig… traurig… traurig.« Wie ein Echo verwehte sein letztes Wort.

Marika Olin war so verwirrt, daß sie in den nächsten Minuten nicht wußte, was sie im einzelnen tat.

Sie ging zum Telefon und rief die Nummer an, die Kommissar Elnar Bergstroem ihr gegeben hatte.

Damit konnte sie sein Büro direkt anrufen. Bergstroem war schon dort.

Er wunderte sich, daß sie an der Strippe war, und fragte nach ihren Wünschen.

»Ich hatte Besuch, Herr Kommissar, Sie werden es nicht glauben, mein Mann… war eben hier…« berichtete sie stockend.

Er stellte Fragen, und sie antwortete darauf. Alles konnte sie jedoch nicht beantworten.

Bergstroem war sichtlich überrascht. Mit einer solchen Wende der Dinge hatte er nicht gerechnet.

Er war noch dabei, die Akte anzulegen, als Marika Olin ihm diese seltsame Neuigkeit mitteilte.

Er wollte es nicht glauben. Sagte die Frau wirklich die Wahrheit, oder befand sie sich nach seinem Besuch nun in einem Zustand, wo es eigentlich dringend erforderlich war, daß nicht er, sondern ein Arzt mit ihr sprach?

»Wie sah Ihr Mann denn aus?« stellte er unerwartet die Frage.

»So wie immer«, bekam er zu hören.

»Nein – bis auf eins, das war anders. Er war verletzt, Herr Kommissar…«

Der hünenhafte Kripo-Mann am an deren Ende der Strippe zog die Augenbrauen empor. »Verletzt?« echote er. »Wie hat sich diese Verletzung denn geäußert, Frau Olin?«

Daraufhin sagte Marika Olin etwas, was sie eigentlich nicht wissen konnte. Nur ihm, seinem Assistenten und dem Staatsanwalt waren diese Fakten vertraut. Aber nun wußte es auch noch die Frau…

»Die beiden letzten Finger seiner rechten Hand… fehlten, Herr Kommissar!«

Da wußte Elnar Bergstroem mit hundertprozentiger Gewißheit,

daß der ›tote‹ Bauarbeiter Arnd Olin tatsächlich in diesen Minuten seiner Frau erschienen war.

*

Er war allein.

In einer Welt, deren Namen er nicht kannte, von der er nicht wußte, wo sie sich befand.

War dies ein anderer Stern?

Arnd Olin blieb stehen. Sein Blick schweifte in die Ferne, und er hatte das Gefühl, in eine Unendlichkeit zu sehen, die nur unterbrochen wurde von niedrigen, bizarren und kahlen Felsen, von flachen und wulstigen Mulden, zwischen denen kreisrunde Tümpel standen, in denen spiegelglatt eine grüne Flüssigkeit lag.

Die Luft war kühl und frisch. Das erstaunte ihn. Er atmete, obwohl ihm schien, daß diese Welt, die entfernt an den irdischen Mond erinnerte, gar keine Lufthülle hatte. Arnd Olin vermißte das Blau des irdischen Himmels und doch konnte er tief durchatmen.

Schritt für Schritt ging er weiter, dachte an seine Tochter, seine Frau, an die Arbeitskollegen und Freunde, die von seinem grausigen Schicksal gehört hatten, ohne wahrscheinlich zu begreifen, daß es gar nicht dazu gekommen war.

Er versuchte, diesen Augenblick der großen Todesangst noch mal zurückzuholen und sich zu erinnern, was sich eigentlich in jenen Sekunden in seinem Geist abgespielt hatte.

Eine geistige Erfahrung, ein geistiges Phänomen, mußte sich schließlich auf seinen Organismus ausgewirkt haben, so daß alle Zellen seines Körpers zur gleichen Zeit ihre ursprüngliche atomare Struktur aufgaben und in einen anders dimensionierten Spalt rutschten, wo er auf der anderen Seite wieder so herauskam, wie er wirklich war. Fleisch und Blut…

So, wie er hierher gekommen war, mußte es auch eine Möglichkeit geben, wieder zurück zu gelangen.

Aber wie?

Noch empfand er keine Panik. Der Gedanke, daß er seinen Tod überwunden hatte, war so vielseitig und beschäftigte ihn so intensiv, daß gar keine Angst aufkam. Nicht ein einziges Mal dachte er daran, daß dies eventuell sogar der Tod sein könne. Ganz klar hatte er im Augenblick der großen Not erkannt, daß der Tod ihn nicht ereilte. Und aus dem Mund seiner eigenen Frau hatte er gehört, daß es auf der Erde, wo seine sterbliche Hülle eigentlich sein müßte, keine Leiche gab…

Er schloß die Augen und versuchte, jenen Moment zurückzuholen, der bestand, als die Betonplatte auf ihn herabsauste.

Es gelang ihm nicht, die Stimmung und die Gefühle wieder zu erwecken, die möglicherweise ausschlaggebend gewesen waren, ihn durch die Dimensionsgrenzen zu treiben.

Eigenartigerweise wußte er seit seiner Ankunft auf dieser unfreundlich wirkenden, bizarren, mondähnlichen Welt, was es mit ihm auf sich hatte und daß er die Fähigkeit hatte, von Fall zu Fall seinen Körper wie einen Schemen in die Welt, aus der er kam, zurückzuversetzen.

Aber dies war eben nicht genug. Er wollte wieder in Fleisch und Blut dort erscheinen und nie mehr hierher zurück müssen.

Er wußte nicht, worauf es zurückzuführen war, daß er so denken und fühlen konnte. Irgend etwas beeinflußte ihn. Die Kenntnisse, die er gewonnen hatte, waren nicht durch Hören oder Sehen zu einem Teil seines Bewußtseins geworden. Es schien, als hätte die fremde Welt ihre eigene Methode, und würde auf eine stille, geheimnisvolle Weise ihm das mitteilen, was er wissen mußte, was für ihn hier gewissermaßen ›lebensnotwendig‹ geworden war.

Dabei wurde ihm auch bewußt, daß manches Rätsel auf der Erde gelöst werden könnte, wenn man über diese Welt hier Bescheid wüßte. Sie stellte gewissermaßen eine Station dar. Hierher waren sicher manche Menschen verschlagen worden, die man vergebens auf der Erde suchte und nie fand. Die zahllosen Geschichten, die sich um Geister und Spukerscheinungen rankten – hier würden sie möglicherweise ihre Aufklärung finden.

Er selbst hatte es am eigenen Leib erfahren.

Auf der einen Seite fühlte er sich verwirrt und ratlos, andererseits von einem Gefühl des Triumphes und der Zufriedenheit erfüllt.

Seltsamerweise – auch das fiel ihm auf – wurde es ihm gar nicht bewußt, daß er die Wahrscheinlichkeit, nie mehr zurück zu können, nicht in sein Kalkül einbezog.

Er handelte instinktmäßig, ohne zu überlegen, woher dieser neue Instinkt plötzlich kam. Arnd Olin setzte sich wieder in Bewegung und ging auf dem steinigen, kahlen Boden immer geradeaus. Je weiter er in das Zwielicht dieser fremden Welt hineinging, desto näher kam er den Tümpeln, die zum Teil eine gewaltige Ausdehnung hatten.

Das giftige Grün darin sah aus wie eine ätzende Säure, und unwillkürlich vermied es Arnd Olin, den Tümpeln allzu nahe zu kommen.

Dennoch war er so neugierig, auf die spiegelglatte Oberfläche zu blicken, um genau festzustellen, ob es sich nicht vielleicht doch um Gestein handelte.

Die Oberfläche bewegte sich nicht.

Woher nahm er die Kenntnis, daß es sich um Tümpel handelte?

Die Einflüsse kamen wieder aus der Luft… aus dem Nichts, das ihn

umgab.

Wie unter einem Peitschenschlag fuhr er plötzlich zusammen.

Der Schrei!

Er kam unweit des bizarren Felsens, der wie ein abgebrochener Baumstumpf in der steinernen Wüste vor ihm stand und in dessen Nähe der Boden terrassenförmig nach hinten abfiel.

Schrill und markerschütternd drang der Schrei an sein Ohr.

Das war der helle Schrei aus dem Mund einer Frau!

Arnd Olin warf sich herum, er begann zu rennen. Er lief auf das malerische Felsengebilde zu, und schon bei der Annäherung sah er den heftig sich bewegenden Schatten, der gegen die kahle Seitenwand fiel.

Dann bemerkte er die Frau.

Olins Herzschlag stockte.

Drei Sekunden verhielt er in der Bewegung und war unfähig, sich von der Stelle zu rühren, weil er unter der Wucht der Bilder, die ihn trafen, meinte, jegliche Kraft würde aus seinem Körper weichen.

Der Schrei der Fremden hallte noch durch die Luft und mischte sich mit dem trockenen Rascheln eines seltsam verzweigten Gespinstes, das sich wie ein Heer dürrer Tentakel aus dem porösen Boden in unmittelbarer Nähe eines solchen Tümpels herausschob.

Die trockenen ’Äste und Zweige schlangen sich lianenartig um den Leib der schönen Frau, die höchstens fünfundzwanzig Jahre jung war und ein zerfetztes Kleid auf der Haut trug.

Die Fremde hatte brünettes Haar und schlug verzweifelt um sich, wie wenn sie dem Zugriff der lebenden Zweige entfliehen wollte.

Doch das gelang ihr nicht. Je heftiger sie sich wehrte, desto stärker reagierte das seltsame Etwas, indem es seinen trockenen Fangarme zischend und schnurrend um Fußgelenke, Schenkel, Hüften, Arme und den Hals der Schönen legte und deren Bewegungen dadurch abzubremsen versuchte.

Die Frau drehte sich mal um ihre eigene Achse und verfing sich nur noch weiter im Gespinst dieser schwarzen, dünnen Stengel, die wie die Fangarme eines überdimensionalen Polyps aus dem trockenen, steinigen Boden wuchsen, dem man nicht die geringste Vegetation zugetraut hätte.

Die Frau konnte nicht mehr schreien.

Die trockenen, schwarzen Zweige legten sich auf Mund und Nase und stellten ihr die Luft ab.

Da löste Arnd Olin sich aus dem Bann.

Im gleichen Augenblick nahm er auch von links eine Bewegung wahr, die sich rasch näherte.

Ein Mensch!

Es handelte sich um einen Mann. So schnell der konnte, jagte er

der Gefährdeten entgegen, die von dem unheimlichen Widersacher an den Rand des Tümpels gezerrt wurde und Gefahr lief, dort eingetaucht zu werden.

Und genau das war die Absicht der langen, schwarzen, dürren Fangarme!

Alles lief so schnell ab, daß Arnd Olin später nicht mehr zu sagen gewußt hätte, wie die Dinge sich im einzelnen entwickelten.

Arnd und auch der andere, der heranjagte', wollten noch die Arme der Frau ergreifen, um sie den wildpeitschenden Tentakeln zu entziehen.

Sie schafften es beide nicht mehr.

Vergebens war der Versuch der Fremden, sich gegen die Wucht der Zugkraft zu stemmen und wertvolle Sekunden hinauszuzögern, um ihren beiden eventuellen Rettern die Möglichkeit zu geben, ihr doch noch zu Hilfe zu kommen.

Sie stand direkt am Rand des Tümpels, in dem die grüne Flüssigkeit sich plötzlich wie ein selbständiges Wesen zu regen begann. Die Frau kippte kopfüber nach hinten und wurde von dem trockenen Gebüsch in die grüne Flüssigkeit gezogen, in der sie sofort versank wie in einem See.

Mit dem Kopf zuerst, dann die Hüften, dann die Schenkel. Jetzt ragten noch ihre schlanken Waden und die Füße heraus, die im Bruchteil der nächsten Sekunde ebenfalls in der Tiefe verschwanden.

Dann – wie von unsichtbaren Fäden hervorgezogen – schnellten die trockenen Äste erneut in die Höhe, richteten sich kerzengerade auf und versanken dann raschelnd in dem porösen Gestein an der Seite des grünen Tümpels, als wäre dort nie etwas gewesen.

Nicht mehr die geringste Spur nahm man von dem seltsamen Geschöpf wahr, das ein Mittelding zwischen Pflanze und Tier sein mußte, und das die Menschenfrau in die grüne Flüssigkeit gezwungen hatte, deren Oberfläche nun wieder spiegelglatt wie geschliffene und polierte Jade aussah.

Entsetzt und ratlos stand Arnd Olin da, während der andere sich an seine Seite gesellte.

Mit irrlichternden Augen starrte der Schwede erst auf den Tümpel, dann auf den. Fremden, der so seltsam aussah. Erst jetzt fand er Gelegenheit dazu, den anderen näher ins Augen zu fassen.

Der Mann war einen Kopf größer als er, schlank und hatte einen sportlich durchtrainierten Körper, dunkles Haar und ein angenehmes Äußeres. Was am stärksten an ihm auffiel, war seine Kleidung. Sie sah aus wie eine zweite, fest mit ihm verwachsene Haut von silbernem Schimmer.

Das Besondere daran war, daß auch die Hände und das Gesicht die Farbe jener hauteng anliegenden Kombination hatten.

»Wer sind Sie?« fragte Olin mechanisch. Unwillkürlich wich er einen Schritt zurück. »Und was ist hier eben geschehen?«

»Nehmen wir die zweite Frage zur ’ erst«, antwortete der silberfarbene Fremde mit angenehmer, dunkler Stimme. »Was da vor unseren Augen geschah und niemand von uns hätte verhindern können, auch dann nicht, wenn wir rechtzeitig dazugekommen wären – das gehört zu dieser ›Zwischenwelt‹ wie die Luft unserer Erde zum Atmen. Uns wurde praktisch vor Augen geführt, was aus uns werden wird! Wir alle, weder Sie noch ich, können dem Schicksal entrinnen, das eben dieser Frau zustieß. Wir können nicht mal bestimmen, ob es lange dauern oder schnell gehen wird. Dies hier ist nur eines. Bei der nächsten Gelegenheit – ob in Minuten oder in Stunden, wer weiß das schon – werden sich wieder diese trockenen, langen Äste jenes blattlosen Busches zeigen und einen von uns greifen. Oder nach jeder anderen Person, die sich gerade hier aufhält. Daran kann niemand etwas ändern. Das Sargassofeld wird uns aufnehmen wie alle schon vor uns, die hierher verschlagen wurden, – mein Name ist Arson…«

*

Da gab es so viel, was Arnd Olin an Neuem zu verdauen hatte.

»Arson?« fragte er leise. »Aber Sie sind kein – Mensch, nicht wahr? Sie stammen von einem anderen Stern?«

Er sprach es gerade so aus, wie es ihm in den Sinn kam.

»Ich bin ein Mensch, wie Sie.«

»Aber diese silberne Kleidung… diese silberne Haut… das, alles ist so anders als bei mir.«

»Es ist so, wie es sein muß. Wie heißt du?«

Arnd Olin stellte sich vor und sagte, auf welche Weise er hierher gekommen war.

Und durch Arson, den Mann mit der Silberhaut, der von sich behauptete, aus einem fernen Jahrtausend der Erdgeschichte zu stammen und durch merkwürdige Umstände hierher auf diese ›Zwischenwelt‹ verschlagen worden zu sein, erfuhr der Schwede, welche Gefahr ihnen drohte.

»Das Sargassofeld ist ein Hort, wo alle diejenigen vereint werden, die auf irgendeine Weise hierher kamen. Die Zeit steht für sie still. Sie existieren im Sargassofeld, das heißt, sie vegetieren dahin wie eine Pflanze. Es war mein Auftrag, es zu finden und auszulöschen, um jene vor einer Qual zu bewahren, die länger währt als der Tod. Doch ein verteufeltes Geheimnis gibt es dabei, was das Sargassofeld betrifft. Jeder, der dorthin gelangte, kehrte nicht mehr zurück. Den Weg dorthin hast du mit eigenen Augen gesehen. Er führt durch die grünen Augen und die schwarzen Finger der Namenlosen, die auf dieser Welt

existieren…«

Als Olin sich das illustriert vorstellte, lief ihm eine Gänsehaut über den Rücken. Unwillkürlich ließ er seinen Blick über die steinige Fläche schweifen und richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die Löcher und Spalten in unmittelbarer Nähe der runden Mulden. Überall in diesen Löchern verbargen sich Tausende und Abertausende jener schwarzen, Schlangengleichen Lianen, die jederzeit wieder emporschießen und auch sie umschlingen konnten.

Arson schien Olins Gedankengänge zu begreifen.

»Doch noch ist es nicht so weit«, fuhr der Mann aus der Zukunft fort. »Unsere Stunde hat noch nicht geschlagen. Noch können wir uns – scheinbar frei – auf der ›Zwischenwelt‹ bewegen, ehe auch wir eingehen in das Sargassofeld, in dem es keine Zeit, keine Bewegung, kein Hören und Sehen mehr gibt – nur noch Warten und Endlosigkeit…«

»Zwischenwelt?« stellte Olin die Frage. »Was bedeutet dieser Begriff?«

»Das, was er praktisch wortwörtlich bezeichnet. Es ist eine Welt zwischen den Dimensionen. Sie gehört weder ganz zur dritten, noch zur vierten. Und wer immer hierhergerät, hat anfangs die Möglichkeit, minuten- oder gar stundenweise mit seinem Geist und scheinbar auch mit seinem Körper wieder in der Welt zu sein, aus der er gekommen ist…«

Darüber hinaus erfuhr Arnd Olin, daß immer wieder Menschen durch Zufall oder – wie im Fall Arson – ganz absichtlich hierher auf die Zwischenwelt kamen, die seit Urzeiten von finsteren Mächten und bösen Geistern zur Domäne erkoren worden war.

Der Mann mit der Silberhaut seufzte. »Zeit bedeutet mir nichts. Sie ist mein Metier. Deshalb vermag ich nicht mal zu sagen, wie lange ich schon auf dieser Welt bin. Ich streife durch das ewige Zwielicht, weiß um das Sargassofeld und suche nach einer Möglichkeit, nach dorthin einzudringen, mit der gleichzeitigen Gewißheit, meinem eigenen Willen entsprechend, mich von dort wieder lösen zu können. Ich habe in der Zwischenzeit viele in die geheimnisvolle Welt unter den Tümpeln eingehen sehen, ohne die Möglichkeit zu haben, irgendwie eine Hilfe leisten zu können. Und doch – sobald man einen Schrei hört – fährt man zusammen und versucht den Unglücklichen beizustehen. Doch wie du selber erlebt hast, sind die anderen immer schneller…«

Olin starrte auf den großen, grünen Tümpel und hatte das Gefühl, den Blick eines überdimensionalen Auges zu erwidern.

Er konnte es nicht fassen, daß hier vor wenigen Minuten eine schöne Unbekannte versunken war und niemand von ihnen etwas tun konnte.

»Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, in welchem Rhythmus die

tödlichen, schwarzen Arme wieder aus den Löchern hervorschießen, um sich ein neues Opfer zu greifen.« Olin vernahm die Stimme des silberfarbenen Mannes neben sich. »Ich weiß auch nicht, was daran schuld ist, daß diese Tentakelzweige plötzlich aktiv werden. Man wird es kaum für möglich halten, wenn ich jetzt behaupte, daß ich sogar schon mitten auf diesen Tümpeln gestanden habe, ohne daß das geringste geschah…«

Der Schwede sah Arson ungläubig an. »Aber das ist doch ganz unmöglich!«

Der Mann aus der Zukunft schüttelte den Kopf.

»Eben nicht. Schau her…« Mit diesen Worten löste er sich von Olins Seite, erreichte den Rand der giftgrünen Fläche und setzte dann vorsichtig einen Fuß nach vorn, verlagerte langsam sein Gewicht darauf, als müsse er sich erst vergewissern, daß der Untergrund wirklich tragfähig sei wie eine Eisschicht, die sich in der Zwischenzeit gebildet hatte.

Arnd Olin stockte der Atem.

Deutlich war zu sehen, wie Arson, der Mann aus der Zukunft, auf der Oberfläche des Tümpels schritt, ohne auch nur einen einzigen Millimeter einzusinken!

Die Oberfläche war fugenlos glatt, spiegelte sich wie ein polierter Edelstein und gab nicht nach. Das war in der Tat ein harter, massiver Untergrund, der Arsons Gewicht vollständig trug.

»Komm her! Versuch's auch! Ich habe diese Versuche schon mehr als einmal unternommen…«, forderte der Silberfarbe ihn auf.

Da probierte auch Arnd Olin es. Als er auf der glatten Fläche stand, breitete sich ein eigenartiges, doch beängstigendes Gefühl in ihm aus. Immer wieder mußte er an die Bilder denken, die er vorhin gesehen hatte.

Warum ereignete sich jetzt nichts?

Er richtete die Frage an Arson.

»Dies ist eines von vielen Rätseln, das uns begegnet ist. Du wirst noch manches andere kennenlernen. Ich habe dir eingangs erklärt, daß diese Zwischenwelt eine Falle ist. Man fühlt sich – trotz der bizarren, lebensfeindlichen Umgebung – doch seltsam geborgen. Schon dieser Widerspruch ist ein Zeichen dafür, daß diese Welt so etwas wie eine Art Eigenleben besitzt. Sie untersteht ganz bestimmten Bedingungen und Gesetzen. Man meint, eine gewisse Freiheit zu haben – und ist doch nur ein Gefangener, in Ketten geschlagen. Ich bin schon länger hier als du. Trotzdem hat sich mein Gefühl, daß ich jederzeit von hier weg kann, wenn ich nur will, noch nicht geändert. Obwohl meine Vernunft völlig dagegen spricht…«

Er ging nach diesen Worten bis in die Mitte des Tümpels und kehrte dann langsam zurück.

»Die Erfahrung allerdings hat mir in der Zwischenzeit noch eines gezeigt«, fuhr Arson unvermittelt fort. »Immer, wenn ein neues Opfer in das Meer der Bewegungslosigkeit, in das Sargassofeld, geholt wurde, waren die grünen Augen danach verschlossen wie ein zugefrorener See. Auf diese Beobachtung stützte ich meinen Verdacht, daß es eben doch gewisse Zeiten geben müsse, wo es möglich ist, in das Sargassogebiet einzudringen, ohne dort für alle Zeiten eingefangen zu werden…«

Olin musterte seinen neuen Freund.

Dieser Mann mit der silbernen Haut, der behauptete, aus der Zukunft der Erde zu stammen, war mit einem besonderen Auftrag unterwegs. Alles, was er von sich gab, war nicht nur reine Vermutung oder Spekulation – es ging auf ein bestimmtes Wissen zurück, das er von irgend jemand vermittelt bekam. Aber lückenlos war dieses Wissen nicht.

»Woher, Arson, weißt du von dem Sargassomeer, das angeblich im Innern dieser seltsamen Welt vorhanden sein soll?« interessierte der Schwede sich.

Arson schien ihm im ersten Moment nicht richtig zuzuhören. Er war in die Hocke gegangen und tastete den Boden mit seinen Fingerkuppen ab. Dabei näherte er sich mehr und mehr dem Rand des kreisrunden Tümpels und führte seine Finger am äußersten Rand entlang, als suche er dort nach einer Öffnung. »Die Geschichte der Dämonen läßt sich seit dem Beginn ihrer Existenz im bewohnten wie im unbewohnten Kosmos verfolgen. Es gibt in der Zukunft der Menschen eine Ausgangsposition, die uns hoffen läßt, vergangene Fehler und Situationen wieder gut zu machen oder zumindest auswertbar werden. Dies wiederum hat zur Folge, daß uns in der Zukunft Dinge bekannt werden, die wir unbedingt in der Vergangenheit – oder in diesem Fall in ihrer Gegenwart – näher ergründen müssen, um die Dämonen an ihrer unabänderlichen Absicht zu hindern, zu allen Zeiten in der Welt und an allen Orten Besitz zu ergreifen vom lebendigen Leben.«

Es schien, als wolle Arson diesen Worten noch einige erläuternde hinzufügen, doch er unterbrach sich plötzlich.

Er schien etwas entdeckt zu haben.

»Da ist etwas«, murmelte er. Er bat Arnd Olin, von der Tümpeloberfläche abzugehen, und verließ sie dann selbst.

Wie unter dem Ring an einem Einmachglas, so schob er seine Finger über den Wulst des Randes, und der Schwede sah zu seiner Überraschung, daß die Fingerkuppen unmittelbar hinter dem Rand zwischen Wulst und ›Abdeckplatte‹ des giftgrünen Sees verschwanden.

Dann tat Arson etwas, was ihm plötzlich in den Sinn gekommen zu sein schien.

Mit einem kurzen, scharfen Ruck zog er beide Hände an, und ein dunkles, rätselhaftes Gluckern unter der Platte drang hervor.

Mit aufgerissenen Augen verfolgte Arnd Olin, wie sich Arson gegen die Platte stemmte und sie langsam in die Höhe hob. Auf der anderen Seite kippte die an Jade erinnernde Fläche einfach in den See und stellte sich in der Mitte aufrecht.

Arnd Olin glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Was Arson da herausgefunden hatte, war großartig und rätselhaft. Es war ihm gelungen, hinter das Geheimnis des ›Verschlusses‹ zu kommen, der die Platte festhielt. Es wäre nur logisch gewesen, daß sich unter dieser grünen Fläche nun jene Flüssigkeit befunden hätte, die den See erfüllte.

Aber dem war nicht so!

Darunter gähnte schwarz und unergründlich ein Loch. Der See darunter war gar kein See, sondern ein tiefer, schwarzer Schacht, der von dem vermeintlichen grünen Wasser, in dem die Fremde versunken war, nur in einer Höhe von etwa zehn Zentimetern bedeckt war.

Und diese Fläche – die manchmal flüssig, manchmal fest war – schwebte praktisch unterhalb des oberen, wulstförmigen Randes, um zu verbergen, was sich in Wirklichkeit darunter befand…

*

Arson atmete tief durch und richtete sich auf.

»Ich habe es geahnt. Doch nun erst hab’ ich Gewißheit erhalten. Es gibt eine Möglichkeit, dorthin einzudringen, wo jene Unglücklichen für alle Zeiten gefangen gehalten werden. Ob sie nun aus freiem Willen oder durch einen Zufall in diese Welt der Fallen gerieten. Jedes Mal, wenn ein Mensch verschwand, konnte ich beobachten, daß gleich darauf, nachdem er im grünen See verschwunden war, dessen Oberfläche fest und scheinbar undurchdringlich wurde. Aber dem ist nicht so, wie wir nun feststellen können. Nach jedem Ereignis verhärten die Oberflächen der Flüssigkeiten sich – offensichtlich aus einem ganz bestimmten Grund. Es ist wie eine Art Schutzschicht, die verhindern soll, daß noch jemand unmittelbar nach einem Vorfall in die Öffnung gerät. Es sieht ganz so aus, als ob hier alles chronologisch der Reihe nach ablaufen müsse, um keine Störung herbeizuführen. Dies wiederum würde sich mit Vermutungen decken, die über diese Welt bestehen…«

»Arson. So sieh doch!« stieß Arnd Olin plötzlich hervor, dem Mann mit der Silberhaut ins Wort fallend.

Die nach oben gekippte, zehn Zentimeter dicke Abdeckplatte des Tümpels begann zu schmelzen, als ob plötzlich eine ungeheure Hitze sie träfe. Schwer und zäh flossen die Tropfen über den Rand. Die

grüne Masse verflüssigte sich. Aber sie tropfte nicht in das Innere des Schachtes, um irgendwo in unauslotbarer Tiefe zu verschwinden – nein, sie fiel nur etwa zwölf Zentimeter tief und schwebte dort im Nichts, breitete sich aus und bildete eine hauchdünne, zerfließende Schicht, die erst noch zähflüssig und dann dünnflüssig wurde.

Aus der massiven Platte wurde wieder eine spiegelglatte, aber durchlässige Oberfläche.

Arson, der Mann mit der Silberhaut aus der Zukunft der Erde, wurde daran gehindert, das zu tun, was ihm eigentlich in den Sinn gekommen war.

Plötzlich das Rascheln…

Sie wußten beide, was es bedeutete.

»Nichts wie weg hier!« brüllte Arson.

Aber schon stießen die schwarzen, trockenen Zweige blitzschnell aus dem Boden neben ihm, und ehe er sich versah, umschlangen ihn die ersten Lianen, hielten ihn fest und warfen ihn zu Boden.

Es zischte und raschelte rundum, und aus hunderten von Löchern nahe der anderen Tümpel, die oft nur wenige Schritte voneinander entfernt lagen, stiegen weitere schwarze Lianen, wandten sich wie Schlangen gen Himmel und peitschten durch die Luft, auf der Suche nach neuen Opfern.

Innerhalb eines Augenblicks verwandelte sich die triste, bizarre Steinwüste in einen wahren Dschungel aus raschelnden, vertrockneten Zweigen, die wie wild um sich schlugen und wie selbständige Lebewesen nach ihnen griffen.

Arnd Olin sah, wie Arson sich am Boden wälzte und verzweifelt versuchte, dem Zugriff der schwarzen Lianen zu entkommen.

Doch da war jeder Handgriff umsonst. Er verschlang sich förmlich im Gespinst der Zweige, wurde von Kopf bis Fuß eingewickelt und dann auf das Loch gezerrt, dem er hatte entkommen wollen.

Arnd Olin erging es nicht besser.

Wie Peitschenschnüre klatschten die Lianen auf seinen Körper, rankten sich um seine Armgelenke, seine Schultern, um seine Beine und rissen ihn über den steinigen Boden.

Die Luft um ihn war erfüllt mit Raunen und Rascheln, und er konnte die nahen, bizarren Felsbrocken nicht mehr wahrnehmen, weil die trockenen, rätselhaften Büsche so dicht standen, daß sie ihm die Sicht nahmen.

Aus! schoß es fiebernd durch Olins Hirn.

Er würde die Erde, seine Welt, seine Frau und seine Tochter nie wiedersehen… Es war ihm nicht mehr möglich, diesen unheimlichen Ort zu verlassen, an den er gebannt worden war.

Auch er wurde über den Boden gerissen und spürte die scharfkantigen Steine, die durch seine Kleidung drückten.

Er wurde genau in entgegengesetzter Richtung über den Boden geschleift, auf einen anderen Tümpel zu, dessen Oberfläche ebenfalls wieder flüssig geworden war. Sanft kräuselte sie sich.

Es war unmöglich, mit noch so großer Kraftanstrengung, auch nur eine der schwarzen Lianen durchzureißen und sich dadurch mehr Bewegungsfreiheit zu verschaffen.

Alles schien so abzulaufen wie vorhin.

Nein. Da war etwas anders.

In der Zwischenzeit mußte irgendetwas geschehen sein, was den Ablauf der Dinge nicht so vorantrieb, wie es im Fall der fremden Frau gewesen war.

Hing das damit zusammen, daß Arson es geschafft hatte, einen Blick unter die plangeschliffene Platte zu werfen?

Die Luft um ihn herum nahm plötzlich eine seltsame Farbe an. Rotes Licht sickerte von irgendwoher, als ob die Sonne versinken würde.

Aber hier gab es keine Sonne.

Da nahm er direkt vor sich das unheimliche Glimmen wahr, das den nachtschwarzen Himmel langsam durchsetzte.

Vor ihn, den gesamten Horizont einnehmend, schob sich eine gigantische, zerklüftete Kugel, die wie ein sich aufblähender Ballon aussah und die Farbe von Blut hatte.

Die Welt, die Arson mit der Bezeichnung ›Zwischenwelt‹ versehen hatte, mußte in allergrößter Nähe dieser ungewöhnlichen Kugel sein, die den Horizont einnahm und schon zu einem Drittel den schwarzen Himmel über ihm bedeckte.

Arnd Olin und der Mann mit der Silberhaut, dem dieses seltsame Schauspiel ebenfalls nicht entging, meinten, aus allernächster Nähe auf einen gigantischen Mond zu sehen, auf den die ›Zwischenwelt‹ langsam aber sicher zutrieb.

Was ging hier vor?

Er konnte sich nicht daran erinnern, in der Zeit seines Hierseins, seiner Suche nach Erkenntnissen und einem Ausweg, jemals etwas Ähnliches wahrgenommen zu haben.

Dieses riesige, mondähnliche Gebilde, übersät mit gewaltigen Kratern, die von roten Schleiern bedeckt waren, wuchs und nahm eine beängstigende Größe an.

Je gewaltiger dieser Riesenmond wurde, vor dessen Hintergrund jene ›Zwischenwelt‹ wie ein winziger Meteorit scheinen mußte, desto mehr veränderte sich auch die Farbe der Luft, die sie umgab.

Arnd Olin und Arson rechneten damit, wie zuvor das letzte Opfer, ebenfalls in die grüne Flüssigkeit und dann in das Nichts des Sargassomeeres gezogen zu werden.

Doch dies erfolgte nicht.

Mit dem Verfärben der Atmosphäre veränderte sich die Gesetzmäßigkeit dieser Welt.

Die beiden Männer schwebten plötzlich vom Boden hoch, als ob ein unsichtbares Kraftfeld sie emporhebe.

Wie welke Blätter wirbelten die beiden Männer durch die Luft. Es wurde ihnen bewußt, daß sie sich mehrfach überschlugen, was eigentlich vollkommen unlogisch war.

Doch dann begriffen sie, weshalb so etwas möglich war.

Nicht nur sie wirbelten durch die Luft, sondern auch Hunderte und Aberhunderte von trockenen Büschen, die einfach von einer unsichtbaren, gewaltigen Kraft aus dem Boden gerissen wurden.

Jene schwarzen Lianen, die sie umschlangen, hielten sie noch immer fest, obwohl sie nicht mehr mit dem steinernen Boden in unmittelbarer Nähe der grünen Tümpel verändert waren.

Die beiden Männer flogen auf das riesige, rote Gebilde zu, das sich bizarr, fremdartig und bedrohlich gegen den schwarzen Himmel abhob.

Der Flug in die rote Tiefe erfolgte ungewöhnlich schnell und so rasant, daß ihnen die Luft wegblieb.

Zwischen den roten Schleiern und den herumgewirbelten und sich überschlagenden kahlen, buschähnlichen Gebilden zeigten sich in der Ferne winzige Punkte, die in der Form entfernt an Menschen erinnerten.

Nicht weit von sich entfernt nahm Arson noch etwas wahr.

Ein großes, kugelrundes, silbern glänzendes Gebilde.

Das war – sein Zeitschiff, mit dem er aus der Zukunft der Erde in diese Welt eingedrungen war, um deren Geheimnis zu lösen!

Auch das Zeitschiff, das an einem sicheren Ort gestanden hatte, wurde ein Opfer dieses blutigen Sturms, der jetzt auf den gewaltigen, dunkelroten Weltenkörper zutrieb, von dem sie nicht wußten, was sie dort erwartete.

Doch dann fiel es dem Mann mit der Silberhaut wie Schuppen von den Augen.

Er wußte nicht, weshalb es so gekommen war, doch es gab für ihn keinen Zweifel mehr daran, daß dieses Gebilde nicht aus dem Kosmos herauskam, sondern wie eine Masse, die sich langsam im Nichts bildete und aus der ›Zwischenwelt‹ hervorquoll.

Dies war das unenträtselte, bedrohliche Sargassofeld, ein Teil des Nichts, das sie jedoch wahrnahmen wie einen blutroten, menschenleeren Mond.

Menschenleer?

Da war er mitten im Gespinst, mitten zwischen den Schleiern, die jene Welt bedeckten oder aus denen sie möglicherweise bestand – und er erkannte, auf welche Weise jene festgehalten wurden, die hierher

geraten waren.

Menschen und Gegenstände hingen wie Fliegen in einem Spinnennetz, inmitten wogender Wolkenschleier.

Weder die Gegenstände noch die Menschen bewegten sich.

Wie Statuen klebten die Gestalten im Nichts.

Nur die roten Schlieren befanden sich in ständig kreisender Bewegung in dem Strudel über den kraterförmigen Gebilden und rund um die ganze Welt, die überall, wie hier an diesem Punkt, gleich zu sein schien.

Arsons Zeitschiff war schneller als er. Es raste an ihm vorüber, näherte sich einem der gewaltigen Krater und verharrte von einer Sekunde zur anderen in vollkommender Bewegungslosigkeit.

Dann war Arson selbst an der Reihe.

Eine unbegreifliche Kraft trieb ihn hinein in das Nichts, in das Sargassomeer, das von dämonischem Geist erhalten und gesteuert wurde.

Er selbst wurde Opfer. Dabei war er gekommen, um den Opfern zu helfen.

Niemand mehr sah man an, daß diejenigen noch lebten, die sich hier aufhielten.

Einige waren erst vor kurzer Zeit hier eingetroffen. Vielleicht vor Stunden… Tagen… oder Monaten. Andere wiederum befanden sich hier seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden, ohne es zu wissen.

Denn – für sie war die Zeit zum Stillstand gekommen.

Als auch Arson seinen endgültigen Platz erreicht hatte, den er weder erwählen noch bestimmen konnte, lösten sich die schlangengleichen Lianen von seinem Körper, fielen von ihm ab wie trockenes Laub und zerbröckelten, als ob unsichtbare Hände sie zerreiben würden. Sie verwehten irgendwo in der roten Unendlichkeit.

Arson war von Schlieren umgeben, deren Bewegung er nicht mehr wahrnahm.

Sein Körper wurde starr, es gab für ihn kein Oben und Unten mehr, kein Links, kein Rechts. In dem Augenblick, als er den Endpunkt im Sargassofeld erreicht hatte, setzte sein Herzschlag aus, brauchte er nicht mehr zu atmen.

Der Gedanke, den er zuletzt gedacht hatte, blieb ihm erhalten: Wie man es wohl anstellen könne, jene unsichtbaren Taue zu kappen, die das Leben hier ketteten.

Er konnte nichts mehr sehen, nichts mehr hören und fühlen.

Es war, als wäre eine große, unendliche Isolation über ihn gekommen.

Er wußte nur noch: Ich existiere. Das war alles.

*

Das war das Ende!

Keiner von ihnen würde wohl diesen Sturz in die Tiefe überstehen.

Kaum in die Schwarze eingetaucht, versuchte Björn Hellmark mit äußerster Konzentration, seinen Doppelkörper Macabros entstehen zu lassen, um sich selbst und Rani Mahay zu Hilfe zu kommen.

Doch er befand sich auf Kh'or Shan. Hier waren seine Fähigkeiten begrenzt. In Sequus' Einflußbereich konnte er seine übersinnlichen Kräfte nicht ausspielen.

Dies mußte damit zusammenhängen, daß er vor langer Zeit selbst schon mal als Kaphoon, der Namenlose, in diesen Bezirken aufgetaucht war, daß sich die Einflüsse aus jener Zeit hier gehalten hatten und sich nun gegenseitig neutralisierten.

Aber was war das?

Die Schwärze unter ihnen lockerte sich auf, und sie nahmen beige und bernsteinfarbene große Flächen wahr, die auf- und niederwogten wie Wolken.

Fast gleichzeitig erreichten Björn Hellmark und Rani Mahay das Ende des Schachtes.

Der Boden war nicht hart, bestand nicht aus Stein.

Der Schacht mündete in einen gewaltigen Raum, in dem riesige, klebrige Blasen hingen, die eine einzige, dichte Fläche bildeten.

Björn und Rani fielen darauf wie auf eine weiche, nachgiebige Gummimatte, die tief einsank, sie wieder in die Höhe trieb und in die sie dann noch mal zurückfielen.

Doch beim zweiten Mal gab es kein Zurückschnellen mehr.

Diesmal durchstießen sie die elastische, klebrige Oberfläche, sanken blitzschnell in das Innere der überdimensionalen Blasen, und die Öffnung über ihnen schloß sich lautlos.

Björn Hellmark und Rani Mahay kamen in zwei unterschiedlichen Blasenkörpern an.

Der Deutsche sprang sofort auf die Beine, lief wie auf einer Gummifläche im Innern eines überdimensionalen Balles und versuchte mit seinen Händen die ebenfalls gummiartigen Wände zu durchstoßen.

Die Wand von innen gab nicht nach und ließ sich erst recht nicht durchstoßen!

Die Wände ringsum waren durchsichtig wie Glas, und die Kugeln außerhalb setzten sich in Bewegung, nachdem Rani und Björn von zweien eingefangen worden waren.

Erst jetzt wurde den beiden Freunden bewußt, welchen Umfang die Halle hier in der Tiefe am Ende des Schachtes hatte. Die großen Kugeln, die einen Durchmesser von rund drei Metern hatten, rollten lautlos und schnell nach allen Richtungen davon, als würde ein

unbemerkter Luftzug riesige Seifenblasen vor sich hertreiben.

Björn und Rani fielen in den Kugeln wie Spielbälle hin und her und fanden keinen rechten Halt. An den glatten Wänden rutschten sie ab, auf dem schwankenden Boden wurden sie hin und her geschüttelt, ohne irgendwo einen Halt zu finden.

Bei der raschen Bewegung der Kugeln war nicht mal mehr daran zu denken, sich noch aufrecht hinzustellen.

Auf dem Boden liegend, gewann Hellmark die Überzeugung, daß es unter der dünnen, durchsichtigen Hülle nicht mal einen solchen gab. Da strömte Wasser.

Die Kugeln bewegten sich auf der rasch dahinströmenden Wasseroberfläche durch die unterseeische Halle, von der ganz offensichtlich ein Teil direkt in den Ozean ragte Sie gerieten in einen Strudel, drehten sich mehrmals um ihre eigene Achse, und wurden dann aus diesem Strudel hinauskatapultiert.

Björn konnte es nicht fassen. Das Wasser lief hier bergauf, und mit dem Strom wurden die Kugeln – ob leer oder in ihrem Fall gefüllt – den Weg bergauf gezogen.

Hier steckte bestimmt nicht der kleine Kobold Whiss dahinter. Diesmal – daran gab es für beide nicht den geringsten Zweifel – hatte Sequus sie in seinen Fängen.

Die Falle war geschickt aufgestellt. Je mehr Hellmark nun über die Umstände nachdachte, desto klarer wurde ihm, daß Sequus mit eiskalter Berechnung ihr Vorgehen bedachte und sie ihm prompt in die Falle gegangen waren.

Hatte es für ihn keine andere Möglichkeit gegeben, ihrer habhaft zu werden?

Warum mußte es ausgerechnet auf diese Weise geschehen?

Lag Sequus diesmal soviel daran, sie lebend in die Finger zu bekommen?

Fragen über Fragen…

Links und rechts glatte, feuchte Schachtwände, in denen das Wasser bis zur Decke stand. Die Kugel war umschlossen von den nach oben strömenden Wassermassen, und Hellmark kam sich einsam und verloren vor.

Er richtete seinen Blick nach hinten, in der Hoffnung, Rani Mahay zu erfassen, der gleich ihm in einer solchen Kugel steckte. Und die Kugel war bis vor wenigen Augenblicken noch hinter ihm gewesen.

Doch infolge des heftig sprudelnden Wassers konnte er nicht das geringste wahrnehmen.

Spiralförmig ging es nach oben.

Dann erfolgte ein heftiger Stoß.

Die Kugel wurde über eine Art Wehr gestoßen und rollte quer durch eine Halle, in der Säulen, Durchlässe und Korridore waren.

Das Wasser selbst rauschte sprudelnd über das Wehr hinweg und stürzte wie ein Wasserfall in die Tiefe, wo es unter dem Boden dieser Halle verschwand.

Hellmark lag auf dem Boden der Blase und starrte hinaus in die veränderte Umgebung, sehr wohl wissend, wo er sich hier befand.

Dies war jener Saal, in dem Sequus vor kurzer Zeit erst das Todesurteil über ihn gesprochen hatte.

Mit einem einzigen Rundblick vergewisserte Björn sich, daß zu beiden Seiten der Halle Hunderte von Ursen standen.

Sie waren bewaffnet.

Zwischen den Säulen an der Schmalseite am Ende der Halle konnte man hinaussehen auf das dunkle, brodelnde Meer, wo sich schwarze Wolken drohend zusammenballten, als würden sie das Unheil, das von hier ausgehen sollte, symbolisieren.

Auf der anderen Seite der Halle stand zwischen bizarr verschnörkelten Säulen ein gewaltiger, steinerner Thron, auf dem ein nicht minder bizarres und gewaltiges Wesen saß.

Es hatte einen menschenähnlichen Körper, kräftige, muskulöse Arme, die in Händen ausliefen, zwischen denen sich Schwimmhäute spannten. Auf den mächtigen Schultern saß ein Fischkopf von solcher Größe, daß der Anblick Furcht einflößte.

Es gab eine weitere bemerkenswerte Besonderheit an diesem Geschöpf. Es hatte – noch Flügel. Bizarre, lederartige Flügel, wie man sie am ehesten bei einer überdimensionalen Fledermaus oder einer Echse vermutet hätte.

Sequus, der König der Ursen, der seine Seele für alle Zeiten mit der Rha-Ta-N'mys vereint hatte, hatte einen Traum für sich verwirklicht. Er wollte sich und sein Volk in die Welt der Sonne führen. Doch der normale Weg der Entwicklung war nicht gut genug für ihn gewesen. Sequus hatte sich schließlich der Schwarzen Magie verschrieben, um nicht nur im Wasser zu herrschen, sondern auch auf dem Land und in der Luft. Mit Hilfe der Dämonen und seiner schwarzmagischen Künste war er imstande, unheimliche und bedrohliche Dinge zu bewirken.

Jahrtausende hatte er vorbereitet und gründlich bedacht, war immer wieder schwankend gewesen, und eine Zeitlang schien es so, als ob er doch nicht vollständig in die Abhängigkeit der Dämonengöttin geraten wäre. Dies war geschehen, als Kaphoon und Loana ihren Fuß zum ersten Mal auf Kh'or Shan setzten. Sequus verzog sein breites Fischmaul. Seine Augen glitzerten wie Eiskristalle und waren auf den Eingeschlossenen in der riesigen Blase gerichtet.

»Man darf dich nicht unterschätzen, Björn Hellmark. Das habe ich schon längst erkannt. Daß du – trotzdem ich deine Fähigkeiten und dein Können hoch einschätze – dich auch zu einer Dummheit hinreißen lassen würdest, habe ich nur vermutet. Für möglich

gehalten hätte ich es nicht. Ich habe eine Falle aufgebaut, und du hast sie prompt benutzt. Als ich erkannte, daß dein Weg sich über die Monstertürme hierher führt, war alles andere nur noch ein Kinderspiel. Ich brauchte dir in den Weg nur jenen Thron zu stellen, von dem ich wußte, daß er für dich zu einem entscheidenden Prüfstein geworden ist. Du hast den Thron gefunden – aber vollenden konntest du das, was du wolltest, nicht. Dabei konnte dir auch dein Begleiter nicht helfen. Er ist in diesen Minuten ebenso hilflos wie du – und ich werde dafür sorgen, daß es so bleibt! Du hättest bleiben sollen, wo du gewesen bist, Hellmark. Es gelingt Sequus nur einmal zu überlisten. Das zweite Mal macht er kurzen Prozeß. Du und dein Freund werden noch heute hingerichtet! Ihr werdet das Licht der Sonne nicht mehr sehen!«

*

An Sequus' Drohung gab es nicht zu deuteln.

Hellmark wußte, daß sie keine Chance mehr hatten.

Sequus würde sich durch nichts hinhalten oder gar umstimmen lassen.

»Ich werde euch alle hinrichten! Alle gemeinsam – bis auf einen… Du sollst sehen, daß ich meine Drohung wahr mache. Dann wirst du gemeinsam sterben. Mit der Frau, die du liebst, mit dem Jungen, der sie begleitet…«

Björn fuhr zusammen und spürte die Kälte, die durch seine Adern wie Eiswasser strömte.

»Das kannst du nicht tun!« schrie er. Mit beiden Fäusten schlug er gegen die glatten, feuchten Innenwände, die keinen Millimeter nachgaben. »Laß sie in Ruhe! Schone ihr Leben! Genügt es denn nicht, daß du uns in deine Finger bekommen hast?«

Ein hohles, kaltes Lachen dröhnte durch die Halle. »Nein, das genügt mir nicht. Alle, die von uns wissen, werden sterben. Egal, wo immer sie sich zu dieser Stunde aufhalten – ihre Tage sind gezählt. Du warst der erste, der erkannt hat, was geschehen wird. Mehr als einmal wurdest du gewarnt, die Dinge auf sich beruhen zu lassen, die Augen zu verschließen…«

»Aber so konnte ich nicht leben!«

»Du kannst es noch weniger, so wie die Dinge jetzt stehen, Hellmark. Carminia und Pepe werden sterben, wie du es wirst. Du selbst wirst sie hierher holen, damit ich die Hinrichtung vollziehen kann.«

»Ich weiß nicht, wo sie sich aufhalten.«

»Dann werde ich es dir sagen. In den Gärten des Hestus'…«

»Wenn du das so genau weißt, hast du genügend Helfer, die du

schicken kannst. Dann brauchst du sie nur abzuholen…«

»Das ist leider nicht so einfach. Der Eingang in die Gärten ist für uns tabu. Keiner von uns – selbst mit der stärksten Magie nicht – könnte diese Barriere niederreißen. Du aber kannst die Grenze überwinden, ohne daß dir ein Haar gekrümmt wird. Und darauf lege ich Wert. Denn ich möchte es sein, der sie dir krümmt…«

»Und du glaubst, daß ich freiwillig dort hingehe, um meine Freunde zu verraten?« fragte Hellmark kühl. Er zwang sich zur Ruhe, obwohl in ihm ein Vulkan brodelte.

»Daß du es nicht freiwillig tun wirst, darüber erübrigt sich jedes weitere Wort. Du würdest diese Freiheit nur benutzen, um erneut die Flucht zu ergreifen und eine neue List auszudenken, um mich doch noch klein zu kriegen. Nein! Du wirst hingehen – mit einem genau umrissenen Auftrag von mir.«

Da lachte Hellmark leise. »Und wie soll das vonstatten gehen?«

»Ich werde dich dazu zwingen. Mein Wille wird der deine sein. Du wirst deinen Freunden einen ganz vernünftigen Vorschlag unterbreiten, und sie werden dir gehorchen und dir nachfolgen. Meine Helfer stehen dann schon bereit, um euch in Empfang zu nehmen. Damit dann endet dein Auftrag. Du wirst hierher zurückkehren, und alles wird seinen Fortgang nehmen, wie ich es mir ausgedacht habe…«

Sequus hob mit den letzten Worten seinen rechten Arm. Seine Finger spreizten sich, und deutlich waren die Schwimmhäute zu erkennen, die von einem dichten Adergeflecht durchzogen waren.

»Ich werde dir eine kleine Kostprobe davon geben, was euch erwartet. Es kann sein, daß ich mich bis zur Stunde der Hinrichtung auch noch für eine andere Todesart für euch entscheide. Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Bevor ihr jedoch sterben werdet, dürft ihr sehen, wie die Zukunft der Erde sein wird. Ein solches Angebot hat euch doch bestimmt noch niemand gemacht, nicht wahr?«

Triumphierend blickte er sich in der Runde um. Der kalte, starre Blick war unablässig auf Hellmark und seinen Begleiter gerichtet. Die beiden Kugeln lagen dicht nebeneinander, und Björn konnte Mahay, und Mahay Björn sehen. Doch keiner war in der Lage, dem anderen irgendwie zu Hilfe zu kommen.

Hellmarks suchender Blick erfaßte das blinkende, kostbare Schwert in unmittelbarer Nähe des Throns, auf einer schmalen Bank liegend, die mit einem grünen, flauschigen Tuch abgedeckt war.

Und auf diesem Tuch lag das Schwert des »Toten Gottes!«

Es befand sich so nahe – und war doch in dieser Sekunde unerreichbar für ihn.

Mit einem einzigen Handstreich hätte er es ohne Schwierigkeiten an sich nehmen können, weil ein anderer nicht dazu imstande war, ohne große Kraftanstrengung das Schwert auch nur anzuheben.

Die Hülle, die sie umgab, schien so dünn und verletzbar – und sie war doch so massiv.

In seiner Verzweiflung warf Björn Hellmark sich mit voller Wucht gegen die dünne Haut. Er wurde wie von einem Trampolin förmlich zurückgeschleudert, prallte gegen die Innenwand gegenüber und von dort wieder zurück.

Es war ausgeschlossen, die Substanz zu durchbrechen.

Sequus lachte dröhnend. Das Schauspiel schien ihn köstlich zu amüsieren.

»Es ist hoffnungslos, Hellmark! Von außen kann jederzeit alles herein, was will. Doch wer sich mal im Innern befindet, kann von dort aus nicht mehr durch eigene Initiative zurückkehren. Dazu bedürfte es schon meines Befehles…«

Er ließ nicht durchblicken, ob diese großen Blasen magischer Herkunft waren, oder ob es sich um eine Art Tier handelte, das seinen Befehlen unterstand.

Der König der Ursen machte wahr, was er angedroht hatte.

Er spreizte seine gewaltigen Flügel und streckte beschwörend beide Arme aus. Dann murmelte er einige Worte, die weder Hellmark noch Rani Mahay verstanden und die so schauerlich klangen, daß es ihnen eiskalt über den Rücken lief.

Björn sah, wie – noch während die dröhnenden und unheimlichen Laute verhallten – sich die Kugel neben ihm in Bewegung setzte.

Die Blase, die sich Rani Mahay einverleibt hatte, rollte quer durch die Halle, und einen Moment schien es, als ob sie sich wieder dem Wasser nähere, das sie hierher hochgetragen und schließlich wie ein lästiges Etwas ausgespuckt hatte.

Dieses Wasser – es war ganz deutlich zu sehen – bewegte sich nun nicht mehr rauschend und sprudelnd nach oben, sondern lief den umgekehrten Weg nach unten. Sequus schien hier das Unnatürliche wie das Natürliche voll im Griff zu haben.

Er konnte eingreifen in den Ablauf der Natur. Seinem Willen unterstanden Wind und Wetter, er konnte die Sonne scheinen lassen, die Erde erbeben, Orkane entstehen lassen…

Doch nach all diesen Möglichkeiten, die ihm Kh'or Shan boten, stand ihm jetzt nicht der Sinn. Er wollte Hellmark ein Schauspiel bieten, das diesen mit Grauen erfüllte.

Und Björn begriff, daß es für Sequus eine Art Demütigung sein mußte, zu wissen, daß es hier in dieser Welt eine Stelle gab, die nicht seiner Kontrolle und seinem Willen unterstand.

Die unterirdischen Gärten des Hestus', in denen Carminia und Pepe sich in Sicherheit wiegten, mußten ihm ein wahrer Dorn im Auge sein.

Vor langer Zeit war es Loanas Vater gelungen, einen Teil der Geheimnisse dämonischen Lebens zu ergründen und gewissermaßen

wie in einem Spiegel festzuhalten.

Carminia, die sich nach und nach der Vorgänge in und um diese Gärten zu erinnern und zu erforschen begann, stellte für Sequus offensichtlich einen Risikofaktor dar, über den Hellmark nachzudenken noch keine Gelegenheit hatte.

Und nun nahmen die Dinge um seinen Freund Rani seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Kugel mit dem Inder rollte quer durch die Halle, erreichte das Tempelende und damit die felsige Bucht, gegen die die Wellen des Ozenas spülten.

»Was hast du vor mit ihm, Sequus?« brüllte Hellmark.

»Kannst du es denn gar nicht erwarten, bis du’s zu sehen bekommst?« höhnte die Stimme des Ursenkönigs.

Noch während er sprach, setzte sich auch die Kugel, in der Björn eingeschlossen war, in Bewegung.

Diese Kugel blieb ungefähr knappe fünf Meter hinter der Mahays. Und sie bewegte sich überhaupt nicht mehr weiter, als sie das Ende des steinernen Uferrandes erreicht hatte.

Wie von unsichtbaren Händen festgehalten, klebte sie auf der Stelle und vibrierte nur leise, als würden lebendige Kräfte diese dichte, glasklare Hülle erfüllen.

Mahays Kugel wurde von den Wellenausläufern mitgerissen, hüpfte auf den Schaumkronen und verschwand weiter nach draußen in der Bucht, wurde plötzlich schwer wie eine Bleikugel, und Björn hielt den Atem an, als er sah, was sich da ereignete, welche Teufelei der unheimliche Sequus im Schild führte.

Zwischen den bizarren Felsen, die wie riesenhafte Gestalten undeutlich geformter Dämonenstatuen wirkten, lief ein grausames Schauspiel ab.

Die Kugel wurde schwerer. Von unten her füllte sie sich rasend schnell mit Wasser, das Mahay im nächsten Moment an den Knien, bis zur Hüfte, schließlich an der Brust stand und kurz darauf bis ans Kinn reichte.

Da blieb dem tapferen Inder nichts weiter übrig als zu schwimmen, um in dem weiter ansteigenden Wasser nicht zu ertrinken.

Die Wände der glasklaren Kugel waren durchlässig, wenn Sequus es wollte.

Das Wasser stieg weiter an. Rasend schnell.

Dann sank die Kugel infolge ihres Gewichtes ein zwischen die Wellen, und Hellmark konnte den Freund nicht mehr sehen…

*

Fassungslos starrte er über das Meer, und seine Augen brannten.

Er trommelte verzweifelt gegen die Innenwände der Kugel, die ihn einschloß, warf sich mehrere Male dagegen, in der Hoffnung, möglicherweise doch etwas zu erreichen, was ihm vorhin mißlang.

Er agierte bis zur Erschöpfung. Sein Atem flog, sein Herz schlug wie rasend, und er spürte es bis zum Hals klopfen.

Schweiß bedeckte seinen Körper, so daß seine Wäsche klebte.

Björn sackte in die Knie, atmete schnell und flach, und das Blut rauschte in seinen Ohren.

Er wußte nicht, wie lange er so gehandelt hatte, wie lange er da kniete, den Kopf gesenkt, auf allen vieren abgestützt wie ein Tier, das auf seinen Tod wartete.

Trotz aller Erschöpfung arbeitete sein Verstand klar wie gewöhnlich.

Auch Sequus war zu besiegen. Man mußte nur den rechten Weg kennen. Und gerade den – kannte er eben nicht…

Die Tatsache, daß der rätselhafte, unheimliche Ursenkönig ihm seine Macht demonstrierte, bewies ihm eindeutig, daß auch Sequus etwas befürchtete.

Es mußte mit Hestus' magischen Gärten in Verbindung stehen.

Nicht umsonst kam es ihm auch darauf an, Carminia und Pepe von dort wegzulocken, um jene Gefahr, die Hellmark dumpf ahnte, zu beseitigen.

Mehr als einmal hatte Sequus durch seine Untertanen im Lauf der Jahrtausende, während er sie hierher in die Welt der dritten Dimension schleuste, versucht, in die magischen Gärten einzudringen. Doch die hatten sich für die fischgesichtigen Ursen als eine wahre Todesfalle erwiesen.

Björn wußte später nicht mehr zu sagen, wie lange er, auf alle viere gestützt, in der Blase hockte, als Sequus' Stimme ihn wieder in die grausame Wirklichkeit zurückrief.

»Dies war nur ein Beispiel, Hellmark! Ich bin der Herrscher dieses Landes! Ich mache das Gesetz. Ich bin das Gesetz… nur was Sequus will, wird geschehen!«

Björn schüttelte den Kopf. »Nicht du bist es in Wirklichkeit, Sequus, der will, was hier geschieht«, sagte er mit dumpfer Stimme. »Rha-Ta-N'my, die Göttin der Dämonen ist es. Und du bist nur ein Spielzeug in ihren Händen… ich glaube, ich weiß jetzt, was es wirklich ist, das dich an Hestus' Gärten interessiert. Du willst hinter Rha-Ta-N'mys Geheimnis kommen.«

Einige Sekunden herrschte eine beinahe unheimliche Stille nach Hellmarks Worten.

»Wie kannst du es wagen, so etwas zu behaupten?« ertönte erneut die Stimme des Ursenkönigs. »Kh'or Shan ist meine Welt…«

Da richtete Hellmark sich auf. »Du hast sie zu deiner gemacht.

Ursprünglich war es ein Eldorado, ein Paradies der guten Kräfte. Die Tatsache, daß Hestus' Gärten sich noch jetzt hier befinden, daß du – möglicherweise – darüber deine neue dämonische Welt aufgebaut hast, ist nicht auszuschließen. Die Tatsache, daß sich viel seit unserem ersten Zusammentreffen geändert hat, beweist, daß du ursprünglich anderen Sinnes gewesen bist. Auch du wolltest, anfangs zumindest, sicher nicht, daß Rha-Ta-N'my ihren ganzen Einfluß hier geltend macht.«

»Ich betone es noch mal, Hellmark: Nicht ihr Einfluß ist es, sondern der meine! Das ist ein gewaltiger Unterschied!«

»Ich laß' mich nicht beirren, Sequus«, widersprach Björn hartnäckig. »Du meinst, mächtig zu sein – in Wirklichkeit bist du eine Marionette in ihren Händen. Insgesamt gibt es von eurer Sorte sieben. Ich kann dir die Namen aufzählen…«

»Damit sagst du mir nichts Neues. Aber das Geheimnis dieser sieben kennst du nicht und wirst du nie kennenlernen, weil dein Leben gar nicht lange genug dauert, um es herauszufinden. Sieben Hauptdämonen an Rha-Ta-N'mys Seite stellen die sieben Säulen dar, auf denen das gesamte Universum bis hinein in den Mikrobereich sich stützt. Ist diese Welt nicht gigantisch? Ist sie nicht – in deinen Augen – unendlich? Und nur sieben – die gleichen Sinnes sind, wohlbemerkt – werden die Welten beherrschen. Daran wirst auch du nichts ändern…«

Björn lachte rauh. Mit festem Blick beobachtete er seine Umgebung. Die Halle zu beiden Seiten war flankiert von hunderten fischgesichtiger Ursen, die wie Soldaten für ihren Herrscher bereit standen, um ihm jeden Wunsch von den Augen abzulesen.

»Gleichen Sinnes?« fragte Björn gedehnt und verhältnismäßig gelassen. »Glaubst du das wirklich, Sequus? Seid ihr wirklich – gleichen Sinnes? Ist es nicht so, daß einer dem anderen die Macht abspenstig machen will, die ihm durch Rha-Ta-N'my zugesichert wurde?«

Björn wußte genau, was er riskierte. Doch er hatte nichts zu verlieren. Nur noch zu gewinnen! Es kam ihm darauf an, solche gewaltigen Dinge zu behaupten, um zweierlei in Gang zu bringen: erstens, Sequus zu verunsichern und zweitens, Zeit zu gewinnen…

Dabei war das letztere noch wichtiger als das erstere.

Sequus kam es auf einen schnellen Erfolg an. Gerade den konnte er, Björn, aber nicht verkraften.

Er mußte Sequus daran hindern, seinen Triumph schnell zu erreichen. Mit Halbwahrheiten und Vermutungen konnte er möglicherweise eine gewisse Unruhe bewirken. Instinktiv fühlte Björn jedoch, daß er mit seinem Verdacht gar nicht mal so verkehrt lag.

Auch unter den Hauptdämonen gab es einen gewissen Konkurrenzneid und wurden die Bücher nicht offen hingelegt. Die

lange Erfahrung, die Björn im Umgang mit jenen Kräften aus der Finsternis gewonnen hatte, wies eindeutig darauf hin, daß der Wunsch nach Macht in jedem so groß war, daß der andere dabei übergangen und hintergangen wurde.

Erkannte Sequus das nicht – oder wollte er es nicht erkennen?

Björn schlug weiter in diese Kerbe. »Und es werden sogar andere kommen, die danach streben, eure Plätze einzunehmen. Ich brauche in diesem Zusammenhang nur Molochost den Dämonenfürsten, zu erwähnen…«

Wie einst Sequus, so lag auch hinter Molochos, dem Schwarzen Priester aus Xantilon, eine natürliche Geburt und ein natürliches Leben. Aus freien Stücken waren sie zu den Dämonen gestoßen und hatten sich damit vollkommen in deren Abhängigkeit begeben.

Sequus war zum Dämon geworden - Molochos ebenfalls. Er war noch keiner der Hauptdämonen, wie sich inzwischen herausgestellt hatte. Viel sprach dafür, daß hinter Molochos, den Björn bisher als seinen ärgsten Feind einstufte, weitere kraftvolle Gestalten standen, die er als Hauptdämonen einstufte. Doch Molochos' Ziel war es, ein solcher Hauptdämon zu werden. Und wenn er, der Schwarze Priester, schon über eine solch gewaltige Macht verfügte – wie gewaltig war dann erst die Macht derer, die unmittelbar an Rha-Ta-N'mys Seite ihren Platz hatten.

Björn registrierte in seinem rechten Augenwinkel eine schattenhafte Bewegung.

Unwillkürlich riß er den Kopf herum.

Die mit Wasser gefüllte Kugel kehrte aus dem Meer zurück!

In unmittelbarer Nähe der Blase, in die er eingefangen war, platzte die andere auseinander wie eine reife Frucht.

Ein Wasserschwall ergoß sich auch über die Außenhülle von Hellmarks durchsichtiger Kugel. Es regnete auf ihn herab, als ob Wolken ihre Wasserlast ablüden.

Rani Mahays schlaffer Körper wurde vom Wasserschwall über den steinernen Boden der halboffenen Tempelhalle gespült, und nur wenige Meter von Björn Hellmarks Kugel entfernt lag der Inder reglos und in verkrümmter Haltung.

Björn starrte auf den Freund.

War er tot?

Hellmarks Herz verkrampfte sich.

»Er wird wieder zu sich kommen«, machte Sequus' Stimme sich bemerkbar. »Er hat das Bewußtsein verloren. Ich wollte dir nur zeigen, was geschieht, wenn du dich weigerst. Solltest du nicht bereit sein, den Garten des Hestus' aufzusuchen – dann wird dein Freund in der gleichen Minute sterben…«

Björn kam nicht dazu, auf die Worte des Ursenkönigs etwas zu

erwidern.

Der fuhr mit eisig klingender Stimme fort. »Ich wollte dir noch etwas zeigen. Die nahe Zukunft der Erde ist gleich ihrer Gegenwart. Meine Kämpfer stehen bereit, die Meere zu reinigen von den Schiffen jener, die sich aufgemacht haben, um zu suchen und zu vernichten. Dazu jedoch wird es nicht kommen… Schau es dir genau an…«

Mit diesen Worten veränderte sich die Atmosphäre im Innern der Kugel.

Sie wurde schummrig, und rötliche Nebelschleier umwogten Björn Hellmark. Die Innenwände der Blase nahmen die gleiche rötliche Färbung an und bewegten sich dann wie Monitore in einer Beobachtungsstation.

Björn hatte das Gefühl, auf das Meer zu sehen, direkt am Uferrand zu stehen und Zeuge zu werden eines Vorgangs, der ihn maßlos erschütterte: Dort auf den Wellen schaukelte ein Kriegsschiff der US Navy.

Er konnte sogar den Namen lesen.

»General Masters« lautete die Bezeichnung.

Es ging alles blitzschnell. Das Schiff befand sich in voller Fahrt, als die Haifischarmada des Sequus’ wie Pilze aus dem Boden auftauchte.

Tausende von Ursen stießen aus dem dicht schäumenden Wasser und waren mit Lanzen oder seltsam geformten Pistolen ausgestattet. Die unterschiedliche Bewaffnung der Ursen war ein untrügliches Zeichen dafür, daß hier Angehörige des gleichen Volkes, jedoch aus verschiedenen Entwicklungsstufen, aus dem Mikroreich gekommen waren, um ihrem Herrscher zum absoluten Machtanspruch zu verhelfen.

Da tauchten sie’ auf. Einer nach dem anderen. Sie kamen mit Metallfischen aus der Tiefe des Ozeans, in denen sie hockten wie in einem offenen, nur mit Stummelflügeln versehenen Flugzeug. Die roten Augen an den schwarzen Metallkörpern leuchteten bedrohlich.

Sie kamen mit dressierten Menschenhaien aus der Tiefe, deren »Sprache« sie offensichtlich verstanden und die sie unter ihren Willen zwangen. Ein phantastisches, schaurig-schönes Bild wurde da vor ihm gezeichnet, das in seiner Ausdruckskraft seinesgleichen suchte.

Es schien, als ob ihm das Fenster geöffnet würde in eine unheimlich-phantastische Welt, wie sie manchmal von surrealistischen Malern auf deren Bildern dargestellt wurde.

Eine Invasion von Fremden, die das menschliche Leben auslöschte.

Der Angriff auf die »General Masters« wurde nach langer Vorbereitung nun konsequent und erfolgreich durchgeführt. Die Männer auf dem amerikanischen Kriegsschiff hatten überhaupt keine Chance.

Grellrote Strahlen zuckten durch die nächtliche Luft, bohrten sich

in den Rumpf der »General Masters«, und im nächsten Moment zerrissen gewaltige Detonationen die Luft, stiegen riesige Rauchwolken aus dem aufplatzenden Schiffskörper, die sich dicht und schwer gen Himmel und über das Meer wälzten.

Menschen sprangen über Bord. Doch auch ihr Leben schonten die Untertanen des Ursenkönigs nicht.

Von Pfeilen und Lanzen durchbohrt, wurden ihre Leiber in die Meerestiefe gerissen und zu einem Fraß für die Fische.

Der ungleiche Kampf, jener Überraschungsangriff, währte nur kurze Zeit.

Das Wasser rauschte und gurgelte, gischtige Schaumwellen klatschten am zerstörten Rumpf des Schiffes empor, Todesschreie verhallten über dem Meer.

Innerhalb weniger Minuten, die Hellmark vorkamen wie eine Ewigkeit, spielte sich alles ab. Die »General Masters« sank. Donnernd fielen die Wassermassen in den entstehenden Strudel, doch die Maschinenfische und die Menschenhaie, die von den Ursen geritten wurden, wurden davon nicht in Mitleidenschaft gezogen.

Es schien, als ob ein magisches Feld sie auch vor jeder natürlichen Gefahr schütze…

Sequus hatte seine Finger im Spiel.

Die Bilder verblaßten, die Haut der Kugel wurde wieder durchsichtig.

Hellmark konnte wieder in den Tempel sehen, erblickte die zahllosen Fischmenschen, den geflügelten Sequus und seinen Freund Rani, der noch immer am Boden lag und sich nun langsam und schwerfällig in der riesigen Wasserlache zu regen begann.

Mahay prustete und schnaufte wie ein Walroß, er schüttelte sich und begriff im ersten Moment nicht, wo er sich befand.

In dem Augenblick, als er wieder zu sich kam und sich aufrichtete, erhob sich auch die dünne, ausgebreitet auf dem Boden liegende, elastische Haut und wölbte sich über ihn wie ein Himmel, der sich langsam verschloß.

Sequus' Magie wurde wirksam. Rani Mahay war erneut gefangen, um – wie Björn, Carminia Brado und Pepe – auf seine Hinrichtung zu warten.

Der Tod durch Ertrinken war ihnen bestimmt.

Und nun gab es keine weitere Möglichkeit mehr, das Warten länger hinauszuzögern. Sequus ließ sich auf nichts mehr ein, und es interessierte ihn auch nicht, was Hellmark über die Beziehung der sieben Hauptdämonen untereinander dachte.

Sequus war siegessicher. Er wollte nicht wahrhaben, daß er möglicherweise – da er kein reinblütiger Dämon war – nur als eine Art Werkzeug benutzt wurde, um, wie schon viele andere rangniedrigere

Diener der Finsternis, dann doch wieder in der Versenkung zu verschwinden.

Der Ursenkönig breitete erneut Flügel und Arme aus.

Dann wieder murmelten seine Lippen eine Beschwörung in einer Sprache, die Hellmark nicht verstand.

Da veränderte sich die Atmosphäre im Innern der Blase erneut.

Die Luft roch plötzlich schärfer, und Björn spürte, wie benommen sein Kopf war.

Er griff nach seiner Stirn, hinter der Anspannung entstand, und vernahm das leise Rauschen, das von nun an permanent vorhanden war und er die ganze Zeit über nicht wahrgenommen hatte.

Es schien ihm, als würden in der Innenhaut sich plötzlich zahlreiche Öffnungen bilden, durch die ein geheimnisvolles Gas ins Innere ströme.

Und genauso war es!

Alles begann sich vor Hellmark zu drehen. Seine Sinne wurden stumpf, seine Augen, die eben noch aufmerksam und interessiert die Umgebung beobachtet hatten, blickten starr.

Unter der Einwirkung eines geheimnisvollen, magischen Gases wurde Hellmark von einer Minute zur anderen zu einer willenlosen Puppe.

»Hellmark… kannst du mich hören?« fragte Sequus wieder in der Sprache, die Björn verstand.

»Ja«, antwortete Björn mit klarer, natürlicher Stimme.

»Dann weißt du, was du zu tun hast…«, erwiderte der König der Ursen. Wort für Wort trug er Hellmark auf, was er von ihm erwartete, und Wort für Wort – ohne die geringste Veränderung – wiederholte Björn den hypnotischen Auftrag.

»Ich werde den Eingang in die Tiefe benutzen und die Gärten des Hestus aufsuchen… dort werde ich Carminia und Pepe darauf hinweisen, daß es für sie wichtig ist, mit mir zu kommen, weil ich einen Sieg über Sequus davongetragen habe… ich werde mich verhalten, wie es meiner Art entspricht. Niemand wird mir etwas anmerken…«

»Genauso ist es«, bestätigte der Ursenkönig. Er nickte gelassen. Dann ließ er die Arme sinken und faltete seine Flügel zusammen. Hellmarks starrer Blick verlor sich im gleichen Augenblick, und er war der Mann, wie ihn jeder kannte: frisch, unternehmungslustig, voller Elan. Daß er dennoch nicht Herr seines eigenen Willens war, sah man ihm nicht an…

Die Hautkugel um Björn klappte auf wie Blätter einer sich öffnenden Blüte. Lautlos entfalteten sie sich und legten sich flach auf den Boden. Björn Hellmark war frei…

Fassungslos starrte der wieder zu sich gekommene Rani Mahay auf

den Freund. Der Inder wischte sich über die Augen, trommelte gegen die Innenwand seiner Kugel und brüllte lautstark Hellmarks Name.

Deutlich war der Ruf nach Björn in der offenen Tempelhalle des Sequus zu vernehmen. Doch Hellmark reagierte nicht darauf. Er unterstand dem Befehl und dem Willen jenes fischgesichtigen Magiers und durchquerte langsam den Saal, um hinauszugehen und jene Richtung einzuschlagen, die ihn auf dem kürzesten Weg direkt in den Dschungel führte.

Dorthin war er geflohen, als er Sequus zum ersten Mal den Rücken kehren mußte. Dorthin waren Carminia und Pepe ihm gefolgt, und in relativer Sicherheit hatte er sie seinerzeit zurückgelassen.

Bei dieser Gelegenheit stießen sie auf ein viel besseres Versteck, in das sie sich zurückzogen und wo sie sich immer noch aufhielten.

Es gab keinen Grund, weshalb Carminia und Pepe die unterirdischen Gärten des Hestus’ hätten verlassen sollen.

»Bleib hier, Björn! Björn… Björn…«, Mahays Stimme hallte sich überschlagend durch die Halle des Sequus.

Der kahlköpfige Inder trommelte verzweifelt gegen die Innenwände seines unheimlichen Gefängnisses und erntete doch nur das Lachen des unheimlichen Magiers.

»Er kann dich nicht hören«, entgegnete Sequus scharf. »Er ist ganz mit seinen Gedanken beschäftigt und überzeugt davon, Carminia und Pepe zu retten… mehr braucht er auch nicht zu wissen, nicht wahr?«

*

Wie aus weiter Ferne vernahm Whiss die murmelnden und raschelnden Geräusche.

Das vogelartige Wesen mit dem Schildkrötengesicht schlug mühsam die Augenlider auf und wußte im ersten Moment nicht, wo es sich befand.

Doch dann registrierte es seine Umgebung.

Zwielicht… kahle, steinerne Wände… ein Thron mit sieben Stufen…

Whiss verzog sein Gesicht und drückte sich vorsichtig in die Höhe.

Er lag genau im Schatten der Wand. Und das hatte ihm möglicherweise das Leben gerettet.

Denn kurz vor ihm waren die beiden, von Rani und Björn niedergeschlagenen Ursen zu sich gekommen.

Whiss konnte nicht mehr feststellen, ob die beiden Fischgesichtigen in der Zwischenzeit Hilfe herbeigerufen hatten oder sich die Annäherung der anderen durch reinen Zufall vollzog.

Durch den Stollen hinter der Rückenlehne des steinernen Thrones kamen schattenhafte Gestalten.

Whiss zählte auf Anhieb vier Ursen, die er ausmachen konnte.

Das koboldartige Wesen stellte sich vorsichtig auf die Beine und lief lautlos zur Wand, wo es hinter einem vorspringenden Stein im Schatten ein hervorragendes Versteck fand, um von den Fischgesichtigen nicht wahrgenommen zu werden.

Whiss fühlte sich noch etwas taumelig auf den Beinen, in dem kleinen Kopf dröhnte es.

Abwechselnd fuhren verschiedene seiner Noppen aus dem kahlen Schädel nach oben und bekamen die vibrierenden Fühler, mit denen er verschiedene übersinnliche Tätigkeiten ausüben konnte, nicht so richtig unter Kontrolle, wie es schien.

Seine parapsychologischen Anlagen machten sich durch die unkontrolliert ausfahrenden Fühler selbständig.

Whiss konnte später nicht mehr sagen, wie dies eigentlich alles zustande gekommen war.

Kaum hatten die vier aus dem Stollen kommenden Ursen den steinernen Thron erreicht, da packten sie ihn gemeinsam mit den beiden anderen, lösten ihn aus der Halterung und versuchten ihn emporzuwuchten.

In diesem Augenblick erreichten Whiss' unkontrollierte Gefühlsausbrüche ihren Höhepunkt.

Vier, fünf, sechs seiner elf Noppen stiegen gleichzeitig wie sich sträubende Haare aus seiner Kopfhaut empor, richteten sich auf und vibrierten unablässig.

Whiss warf alles durcheinander. Und dies im wahrsten Sinn des Wortes.

Es schien, als ob er in diesen Sekunden Kräfte entwickele, von denen er selbst nichts geahnt hatte.

Die sechs Ursen, die den Thron hochwuchteten, duckten sich plötzlich, taumelten und schienen nicht mehr recht zu wissen, wohin sie ihre Füße setzen sollten.

Verängstigt und noch immer unfähig, seine in verschiedene Höhen ragenden Fühler alle einzuziehen, drückte Whiss sich hinter den vorspringenden Stein und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Daß er selbst Auslöser der Ereignisse war, ahnte er in diesem Moment nicht.

Die Ursen stolperten plötzlich durcheinander, als ob sie mit den Füßen irgendwo dagegenstießen.

Einer ließ los – jetzt der zweite…

Sie schlugen um sich, stürzten und mußten dabei unwillkürlich den schweren, steinernen Thron fallen lassen.

Der krachte mit Donnergetöse auf den Boden. Und selbst das leblose Gestein wurde von den unsichtbaren, parapsychologischen Kräften diese kleinen Geschöpfes in Mitleidenschaft gezogen.

Noch während die Ursen durcheinandertorkelten wie Kegel, überschlug der steinerne Thron sich dreimal, um schließlich gegen die kahle Seitenwand zu knallen.

Die Wucht, die dabei ausgeübt wurde, war so stark, daß es in dem Stein knirschte und sich das mittlere der noch vorhandenen fünf geheimnisvollen Siegel aus der Frontseite der Treppe löste.

Das wie ein Edelstein geschliffene, siegelförmige Gebilde kullerte über den leicht abschüssigen Boden und blieb mitten im Stollen, aus dem die Ursen gekommen waren, liegen.

Die Fischgesichtigen wurden wie von einem Orkan durcheinandergewirbelt. Sie kamen nicht zum Schreien und nicht zur Gegenwehr.

Die unkontrollierten Kräfte wirkten sich voll aus. Dies wurde den sechs Untertanen des Königs Sequus zum Verhängnis.

Wie von unsichtbaren Händen wurden sie gegen den Thron geworfen, gegen die Wände und klatschten an die Decke.

Whiss schlug beide Hände vor seine hervorquellenden Augen, zuckte leicht zusammen und ließ dann gleichzeitig und ruckartig seine sechs ausgefahrenen ›Para-Fühler‹ in den kahlen Schädel zurückgleiten.

Im nämlichen Moment waren die unbewußt durcheinanderwirbelnden, verschiedenartigen Gedankenströme zusammengebrochen und damit die Ursen.

Der gerade an der Decke klebte, den erwischte es am stärksten. Wie ein Stein fiel er in die Tiefe und klatschte mit dem Bauch voll auf den harten, kalten Untergrund.

Dem breiten Fischmaul des Ursen entrann ein dumpfes Stöhnen, dann blieb das Geschöpf liegen, ohne einen weiteren Laut von sich zu geben.

Und die anderen, die gegen Boden und Seitenwand geschleudert worden waren, lagen nicht minder reglos am Boden, teilweise übereinanderliegend wie Säcke, die achtlos jemand dorthin geworfen hatte.

Auf Zehenspitzen löste der Kobold sich aus der schattigen Ecke hinter dem Steinvorsprung, betätigte seine Flügel und erhob sich fast lautlos über die am Boden liegenden Ursen hinweg Richtung Thron.

Whiss hockte sich auf die umgekippte Lehne, blickte sich in der Runde um und kratzte sich dann – der Teufel mochte wissen, wo er sich diese menschliche Geste abgeschaut hatte – an seinem kahlen Schädel und schüttelte bedächtig den Kopf.

»Was für ein Durcheinander«, murmelte er. »Da muß man doch schnell wieder für Ordnung sorgen…«

Das rabengroße Geschöpf schob langsam und offenbar in höchster Konzentration einen der im Außenbezirk liegenden schwarzen Fühler

heraus und erhob sich gleichzeitig in die Luft.

Die telekinetischen Kraftströme wurden nun bewußt dosiert und gesteuert und bewirkten genau das, was Whiss wollte.

Wie von unsichtbaren Händen zurechtgerückt, wurde der steinerne Thron auf die Seite und dann in die richtige Stellung gekippt. Mit telekinetischer Kraft bewegte sich das große Objekt, als würden unsichtbare Hände ihn ständig hin- und herrücken, bis er die richtige Stellung erreicht hatte.

Whiss stellte ihn so hin, daß er mit dem Rücken an der Wand stehen blieb. Dann kümmerte er sich auch um das herausgeplatzte Siegel, das er ebenfalls auf seine Weise wieder in die Mulde drückte, bis es sich einpaßte.

Auch die Lage der sechs Ursen auf dem Boden gefiel dem Kobold aus dem Mikroreich nicht so recht.

Mit den Kräften, die ihm zur Verfügung standen, rückte er auch die Ursen zurecht, bis sie aneinandergereiht wie Glieder einer Kette auf dem Boden lagen.

»Das war's«, nickte Whiss zufrieden. Ein breites Grinsen lag auf seinem ulkigen Gesicht.

Ohne sich weiter um das zu kümmern, was er hier »angerichtet« hatte, schwang er in der Luft herum und flatterte schnell durch den langen Stollen durch den die Ursen gekommen waren.

Whiss war auf der Suche nach Björn Hellmark und Rani Mahay…

*

Niemand beobachtete ihn, niemand begleitete ihn.

Sequus erachtete es als nicht notwendig, daß sich Angehörige seines Volkes in Hellmarks Nähe aufhielten, während der blonde Mann sich jener rätselhaften Stelle im Dschungel näherte, die Carminia Brado und Pepe, dem Jungen aus den Urwäldern Yukatans, zum wahren Rettungsanker geworden war.

Mitten im Boden, von Gras und Moos befreit, befand sich eine Platte, die eine quadratische Öffnung bedeckt hatte.

Diese Platte lag nun auf der Seite, und Blick und Eingang in die Tiefe des Schachtes waren frei.

Doch obwohl jedermann hier hätte ein- und ausgehen können, war der Einstieg nicht von Ursen umlagert.

Björn Hellmark zögerte keine Sekunde, in der seltsamen, diffusen Dämmerung, die gleich darauf zu einem fluoreszierenden Leuchten wurde, zu verschwinden.

Schon nach den ersten zehn Stufen nach unten berührten seine Füße die bleichen, kahlen Knochen, die möglicherweise seit Jahrtausenden hier lagen und gerade während der letzten Tage mit

neuem Nachschub versehen wurden.

Einige Ursen hatten bei dem Versuch, Carminia und Pepe zu folgen, ihre Absicht mit dem Leben bezahlt.

Hier auf den Treppen war nichts weiter von ihnen übrig geblieben als ihre Knochen…

Die lautlose, nicht spürbare Gefahr war jedoch für Björn Hellmark keine.

Ungeschoren erreichte er das Ende der Treppe, die in den Anfang eines wunderschönen Gartens mündete: Weiträumige, blütenduftende Beete, Spazierwege, die durch eine unberührte, unverdorbene Landschaft führten, Teiche, Bänke, kleine Bäche, deren Rauschen leise die Luft erfüllte…

Hellmark ging den Weg, der zu dem kleinen Tempel führte, wo er mit Carminia zum letzten Mal zusammengetroffen war.

»Carminia! Pepe!« rief er fröhlich und laut.

Seine Stimme hallte durch die klare Luft.

»Ja! Hier sind wir… Björn! Schön, daß du wieder da bist…« Das war Carminia. Ihre glockenhelle Stimme schwebte über den Blüten und Büschen.

Dann tauchte die schöne Brasilianerin selbst auf.

Sie näherte sich von einem Weg, der zwischen hüfthohen Stauden sich einem kleinen Tal entgegenschlängelte. Die Stauden waren übersät mit orange- und violettfarbenen Blüten, die in ihrer Farbenpracht etwas Einmaliges darstellten.

Carminia flog förmlich auf den geliebten Mann zu. »Ich freue mich, daß du wieder da bist. Du siehst – glücklich aus. Demnach hattest du inzwischen auch Erfolg…«

»Du sagst >auch… das heißt, daß du etwas gefunden hast?« Björn verhielt sich vollkommen normal. Carminia ahnte jedoch nicht, daß dieser Mann für sie zu einer Zeitbombe geworden war.

Sie strich eine Haarsträhne aus der Stirn. »So ist es. Ich weiß jetzt, daß hier in diesem Garten Hestus und der Rest des Volkes, das die Ankunft einer dämonischen Macht überstand, noch lange Zeit lebte und den Aufstand gegen die Eindringlinge probte. Damals in der fernen Vergangenheit war es der Sohn eines Herrschers, dem man den Beinamen ›der Tote Gott‹ gegeben hatte. Ein junger, mutiger Kämpfer machte sich auf den Weg nach Kh’or Shan. Dies jedoch ist für dich, Björn, nichts Neues. Denn du selbst warst es gewesen – damals in deinem ersten Leben. Neu ist für dich jedoch sicher folgendes: Hier, in diesen Gärten, gibt es tatsächlich eine Botschaft, die uns beiden gilt. All die vielen kleinen Tempel, die ich inzwischen gefunden habe, enthalten verstückelt eine Nachricht, die für Loana gedacht ist. Es sieht so aus, als wäre das Reich Kh’or Shan, das zum Feuerland wurde, anfangs ein gewaltiger Kontinent gewesen, auf dem Hestus’ Volk lebte.

In Frieden, Einigkeit und Harmonie. Die Bilder jener Zeit – du wirst es kaum fassen, Björn – lassen sich wieder heraufbeschwören. Und diese Bilder – enthalten ebenfalls eine Nachricht für uns. Alle, die hier unten starben; deren Leben auf natürliche Weise zu Ende ging, stellen einen Teil der Botschaft für dich und mich dar. Hier ließ es sich weiterleben. Inmitten der Feinde – die nicht zu Feinden werden können. Rund um eine paradiesische Oase hat Sequu sein Reich aufgebaut, ohne diese Oase je stürzen zu können. Und Hestus, mein Vater als Loana, versuchte sein Möglichstes, jene Welt wieder zu seiner zu machen, die man ihm abgenommen hatte. Er war dicht vor der Lösung des entscheidenden Geheimnisses, als sein Leben zu Ende ging. All das kann ich dir zeigen. Komm – schau es dir an…«

Sie wollte ihn bei der Hand nehmen und mit sich ziehen. Doch er blieb stehen.

»Nicht jetzt, Schoko. Da ist etwas anderes, vielleicht Wichtigeres.«

Sie hob kaum merklich die Augenbrauen. »Wichtigeres?« echote sie. »Das kann ich mir kaum vorstellen, Björn.«

Er nickte. »Und doch ist es so. Es geht um – das Geheimnis des Sequus. Ich habe den Weg gefunden, die Invasion über Land und Meer 2x1 stoppen. Doch dazu bedarf es deiner Hilfe. Auch ich habe etwas entdeckt. Und dabei – geht es um Loana. Sie muß mir zur Seite stehen, wie sie es damals tat bei Kaphoon, denn Carminia und Björn sind schließlich niemand anders als damals Loana und Kaphoon. Die Zeiten wiederholen sich. Unter anderen Vorzeichen. Und die wiedergeboren werden, haben einen Auftrag, nicht die gleichen Fehler zu machen, die seinerzeit ihr Schicksal besiegelten…«

Carminia wirkte ernst. »Das ist richtig. Und du hältst es nicht für gefährlich, erneut durch den Dschungel zu gehen? Hast du nicht die Befürchtung, daß die Ursen uns möglicherweise auflauern und…?«

Er lachte leise. »Eben gerade das ist es ja. Ich habe sie mir vom Hals geschafft. Du wirst dich wirklich wundern.«

»Du tust sehr geheimnisvoll!«

»Ich weiß, Schoko.« Er nahm sie in die Arme und küßte sie. »Ich möchte es dir nicht hier erklären.

Dort – im Tempel des Sequus. Am Thron des Hestus. Denn mit den sieben Siegeln, deren restliche fünf noch darauf warten, erbrochen zu werden, wird die Erkenntnis kommen. Wo ist Pepe?«

Es schien, als hätte es nur dieser Frage bedurft.

Im gleichen Moment wurde das Buschwerk zu seiner Linken auseinandergerissen, ein braunhäutiger Junge schnellte durch die Luft und sprang ihn an.

»Da ist er!« sagte er strahlend, sich an Hellmark festklammernd wie ein Affe am Baum. »Du siehst: man braucht nur meinen Namen zu nennen und schon tauch ich auf…«

Björn lachte. »Du bist der gehorsamste Junge, den es gibt. Ich weiß. Vor Überraschungen ist man bei dir allerdings nie sicher. Ich wundere mich, daß du nicht mit deiner Gitarre herumrennst und Lieder übst…«

»Das hab ich hier nicht nötig. Mir fallen ständig neue ein, und ich kann sie sofort spielen. Ohne Übung…«

Carminia Brado und Björn Hellmark sahen sich an. »Er sagt die Wahrheit, Björn«, meinte die Brasilianerin. »Die Atmosphäre hier ist wie auf Marlos. Rein und gut. Und du willst uns wirklich hier fortnehmen?«

»Ja. Ihr könnt schließlich nicht für alle Zeiten hierbleiben. Der Kampf geht weiter.«

»Das weiß ich. Doch ich habe das Gefühl, daß ich dir hier aus Hestus Gärten mehr Unterstützung bringen kann als direkt an deiner Seite im Tempel des Sequus.«

»Der Schein trügt, Schoko.«

Es gelang ihm, ihre Bedenken zu zerstreuen. Sie hatte Vertrauen zu ihm und nicht den geringsten Grund, an seinen Worten zu zweifeln.

»Aber daß Pepe dabei sein muß«, begann sie noch mal.

»Es ist der einzige Weg, ungeschoren nach Marlos zurückzukehren. Darauf lege ich großen Wert. Vielleicht sind in der Zwischenzeit dort sogar schon wieder Alan Kennan und Camilla Davies eingetroffen. Und mit ihnen weitere, die erkannt haben, daß sie schon mal lebten und in ihren Adern das Blut der alten Rasse fließt.«

Er hatte recht.

Gemeinsam folgten sie ihm bis zum Fuß der Treppe. Da verhielt Carminia plötzlich im Schritt.

»Björn«, sagte sie unvermittelt, »ich habe eine Bitte an dich.«

»Ja, gern…«

»Laß Macabros entstehen«, forderte sie ihn auf.

»Aber – Schoko! Warum denn?«

»Weil ich es so möchte. Es ist mir unheimlich bei dem Gedanken, daß wir noch mal durch den Dschungel müssen und zurück zu dem riesigen See, in dem Sequus sein Domizil hat…«

»Aber es ist ganz – unnötig, Schoko…«

»Tu’s, bitte…«

»Na gut. Wenn du willst…«

Er konzentrierte sich. Sie sah ihm deutlich diese Konzentration an. Carminia Brado ließ Björn nicht aus den Augen.

Nichts geschah… Björn Hellmark – verdoppelte sich nicht!

Da wich sie zwei Schritte von ihm zurück.

»Ich hab’s geahnt«, stieß sie erschreckt hervor. »Du schaffst es nicht.«

»Das ist möglich. Du weißt, daß wir hier auf Kh’or Shan die letzte

Zeit Schwierigkeiten mit den Phänomenen hatten.«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Nein – das ist es nicht. Hier, in diesem Bereich, Björn, müßte es dir möglich sein. In einer gereinigten, weißmagischen Atmosphäre. Aber du schaffst es nicht… Du bist nicht der, für den du dich ausgibst!«

Da wurde er weiß wie eine Kalkwand.

*

Whiss flog durch den sich schlangengleich windenden Korridor.

Er registrierte, daß viele Wege hier auf diesen Hauptschacht mündeten, dessen Anfang sich in jener Halle befand, wo Sequus und ein Großteil seiner Untertanen versammelt waren.

Es herrschte dort ein stetiges Kommen und Gehen.

Whiss konnte nicht wissen, daß vorhin, als sich Hellmark noch in der Halle aufhielt, die Anzahl der anwesenden Ursen noch weitaus größer war.

Der Kobold aus dem Mikroreich wurde Zeuge, wie ganze Gruppen der Fischgesichtigen die Tempelhalle des Sequus verließen und an deren offenem Ende im Wasser verschwanden.

Auch dort hinten, wo die Bucht begann, die in das Meer führte, herrschte rege Betriebsamkeit.

Hunderte von Ursen verschwanden im Wasser und tauchten wenig später weiter hinten auf, bewaffnet und auf Metallhaien oder ihnen willigen Menschenhaien sitzend, die sie durch die Wellen trugen.

Weitere Angriffe waren geplant.

Und der Zeuge dieser Dinge wurde, war auch ein einzelner Mensch: Rani Mahay…

Er stand in der Blase, die ihn umhüllte, und starrte aufs offene Meer. Er sah, wie Tausende und Abertausende von Ursen sich formierten und am Horizont verschwanden.

Sequus schickte seine Kampftruppen in den Krieg. In den Krieg mit den Menschen, die ahnungslos waren, die von diesem Teil des in einer anderen Dimension liegenden Kontinents Kh'or Shan nichts wußten.

Sequus Heere glitten durch den Ozean, befanden sich zunächst in der breiten Wasserstraße zwischen Kh'or Shan und dem wiederaufgetauchten Teil Xantilons und näherten sich den amerikanischen Kriegsschiffen, die in unmittelbarer Nähe der Insel einen dichten Ring bildeten.

Rani Mahay starrte mit brennenden Augen in die Ferne und ahnte die Dinge, die sich über kurz oder lang dort entwickeln.

Whiss verbarg sich unmittelbar unter der Decke auf den breiten Absätzen der oben anstoßenden Säulen und beobachtete seine Umgebung genau.

Die Tempelhalle leerte sich. Zum Schluß blieben insgesamt sieben Ursen zurück, die sich in unmittelbarer Nähe ihres auf dem Thron sitzenden Herrschers aufhielten.

Unbemerkt – direkt im Schatten unterhalb der Decke sich aufhaltend – flog Whiss von einer Säule zur anderen und näherte sich auf diese Weise der großen, durchsichtigen Kugel, in die Rani Mahay eingeschlossen war.

Aus der Vogelperspektive konnte der Kobold alles überblicken.

Lautlos schob er mehrere seiner »Fühler« heraus, und sein kleines Gesicht verzerrte sich unter der Anstrengung, die er sich aufbürdete.

Die Ursen waren auch seine Feinde. In der Welt, aus der sie kamen, machten sie Jagd auf seinesgleichen, um sie auszurotten. Die kleine Rasse, die keine homogene Einheit bildete, sondern nur aus Einzelwesen bestand, befand sich ständig auf der Flucht und war kaum in der Lage, ihre besonderen Fähigkeiten zu entwickeln, weil sie in dieser Entwicklung schon frühzeitig gestört wurden. Jene kleinen Koboldwesen waren natürliche Feinde einer Rasse, die über einen ungeheuren Expansionstrieb verfügte.

Diese Expansion hatte Sequus und dessen Volk auch hierher in die Welt der dritten Dimension geführt. Natürliche Besonderheiten in der Entwicklungsgeschichte der Ursen prädestinierten sie geradezu dafür, sich auch zu Herren dieser Welt aufzuschwingen und alles zu vernichten, was nicht ihresgleichen war.

Whiss hatte das Glück gehabt, Erkenntnisse zu sammeln und seine Eigenheit zu entwickeln, was ihm unter normalen Umständen in jener Welt, aus der er stammte, sicher nicht gelungen wäre. Dank Rani Mahays Eingreifen seinerzeit war Whiss einem schweren Schicksal entgangen. Der Inder rettete ihm das Leben. Damit konnte der Entwicklungsmechanismus seinen Gang nehmen.

Whiss vergewisserte sich noch mal mit einem Blick in die Runde, daß die Situation nicht günstiger werden konnte. Kleiner konnte das Risiko nicht sein. Doch mit acht Gegnern sollten sie eigentlich fertig werden. Es mußte nur alles sehr schnell gehen…

Und so handelte der Kobold.

Er steuerte seine unsichtbaren Kräfte auf das durchsichtige, unbekannte Material, das die Kugel darstellte. Mit dem ihm eigenen Instinkt erfaßte Whiss die Situation und seine Möglichkeiten richtig.

Seine parapsychischen Kräfte rissen die Hülle wie mit überdimensionalen, unsichtbaren Händen auseinander. Genau die Nahtstellen, durch die auch die Magie Sequus jenes Gebilde zu öffnen imstande war, wurden sichtbar.

Lautlos fiel die Kugel auseinander und stellte nur noch ein flaches, lebloses, wie eine auseinandergefaltete Blüte wirkendes Gebilde auf dem nassen Boden dar.

Im Sturzflug jagte der Kobold in die Tiefe. »Und nun nichts wie weg hier, Freund Rani!« stieß er hervor, auf der Schulter des Inders landend. »Sonst wird's kritisch. Und dann kostet's wieder Kraft.«

Da gab es keine Gelegenheit, erst lange Fragen zu stellen.

Rani Mahay war es gewöhnt, unkonventionelle Entscheidungen zu treffen.

»Immer mir nach!« zischte Whiss. »Ich habe da etwas entdeckt…«

Mit diesen Worten stieß sich der Kobold wieder von Mahays Schultern ab und jagte im scharfen Flug quer durch die Säulenhalle, in der sich alles blitzschnell abspielte.

Whiss strebte dem Eingang entgegen, durch den er hierher gefunden hatte. Und Mahay folgte ihm. Das vogelartige Geschöpf mit dem Miniaturkörper eines Menschen flog in halber Höhe quer durch den Saal und befand sich noch etwa zwanzig Meter von der Mündung des Stollens entfernt, als die sieben Ursen um Sequus reagierten.

Die feuchtschimmernden Körper der Fischgesichtigen wirbelten wie auf ein stilles Kommando hin fast zur gleichen Zeit durch den Saal, direkt auf den fliehenden Mahay zu, der Haken schlug wie ein Hase, um den Rächern nicht abermals in die Hände zu fallen.

Der breitschultrige Mann mit der prächtigen Glatze setzte alles auf eine Karte. Er wußte, daß er so schnell nicht wieder eine Gelegenheit bekam, Sequus Zugriff zu entkommen. Der mächtige Ursenkönig hatte alles für die Stunde der Hinrichtung vorbereitet und wurde nun durch den unerwarteten, wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommenden Vorfall völlig überrascht.

Dieses Überraschungsmoment kam Mahay zugute.

Dank Whiss verlief der erste Teil der Flucht, der so wichtig war, besser, als man hätte erwarten können.

Der kleine Kobold aktivierte mehrere seiner Fühler, brachte sie in die gleiche Stellung wie vorhin, als er vollkommen verwirrt am Ende des Stollens von der Annäherung der Ursen überrascht worden war, und warf seine unsichtbaren Kraftströme den Angreifern entgegen, die ihre Flucht verhindern wollten.

Die Ursen prallten wie gegen eine unsichtbare Mauer, stürzten zu Boden und wurden durcheinandergewirbelt wie welke Blätter bei einem heftigen Windstoß.

In diesem Moment, da im wahrsten Sinn des Wortes alles drunter und drüber ging, kam es nur darauf an, das beste aus der Flucht zu machen und sich keine Sekunde länger als nötig hier in der Halle aufzuhalten.

Wenn Whiss einen Ausweg kannte, dann wollte Rani Mahay gern Gebrauch davon machen.

Dies kam auch Hellmark zugute, um den sie sich dann so schnell wie möglich kümmern wollten.

Denn nun stimmte ja Sequus Plan nicht mehr ganz so, wie der ihn entwickelt hatte.

Mahay tauchte ein in das dämmrige Licht des Stollens und folgte dem durch die Luft wirbelnden Whiss, der gut anderthalb Meter in Kopfhöhe vor ihm herflog.

»Ihr Tölpel!« hörte der Inder hinter sich Sequus dröhnende Stimme. »Folgt ihnen! Ich will sie beide lebend haben. Wachen… hierher…«

Nun wurde es brenzlig.

Mahay forderte das letzte von sich.

Es gelang ihm, sein Tempo noch mal zu forcieren. Seine Schritte hallten durch den langen Stollen, und hinter sich vernahm er das Klatschen der bloßen Füße der Ursen auf dem nackten Steinboden.

Während des Fluges drehte Whiss seinen Kopf mehrmals nach hinten, um sich zu vergewissern, daß alles noch in Ordnung war.

»Und jetzt nach rechts!« schrie er plötzlich.

Die Abzweigung in der Dämmerung war kaum zu erkennen. Auch hier stieß ein Stollen, der schlangenhaft gewunden war, auf den Hauptschacht zu.

Ein leichtes Glimmen lag in der Luft, das auch Whiss zu spät registrierte.

Plötzlich war der Teufel los!

Kaum daß Rani zehn Schritte in diesen abzweigenden Stollen gelaufen war, geschah es…

Der Lichtschein um sie herum schien sich zu konzentrieren und wurde zu dicken, wirbelnden Lichtsäulen, die herabsackten und wie sich drehende Windhosen auf sie zujagten.

Die Lichtwirbel wurden tiefblau, und im nächsten Moment waren sowohl Whiss als auch Rani Mahay von einem solchen Gebilde umschlossen.

Rani schlug um sich. Voller Verzweiflung und Kraftanstrengung versuchte er aus der Lichtwand auszubrechen. Doch es gelang nicht.

Die Flucht schien umsonst. Er war vom Regen in die Traufe geraten…

Sequus erwies sich als der Schnellere und Stärkere.

»Diese Licht… Rani-Freund…«, vernahm der Inder die aufgeregte, helle Stimme seines kleinen Retters. »Ich habe nicht gewußt…« Was Whiss nicht gewußt hatte, konnte Rani nicht mehr verstehen. Das Rauschen um ihn herum schwoll zu solcher Stärke an, daß er für die Trommelfelle fürchtete.

Gleichzeitig erhöhte sich die rasende Drehbewegung im Innern des Lichtwirbels, er wurde enger, und Mahay hatte das Gefühl, von einem Panzer umschlossen zu werden.

Nun ging die Bewegung abwärts.

Das kreisende Licht schien zu einem Bohrer zu werden, der sich in den steinigen Untergrund fraß.

Der war weich und durchlässig wie Butter. Mahay wurde in die Tiefe gerissen und hatte dieser Bewegung nichts entgegenzusetzen.

Er hörte nur das heftige Rauschen und sah das blaue Licht, das langsam von einem helleren Schein durchsetzt wurde.

Rötlichem Schein…

Das Blau wurde verdrängt von einer blutroten Farbe, in die er plötzlich geworfen wurde und in der er zu schweben begann, ohne zu wissen, was oben, unten, hinten oder vorn war.

Was hatte das zu bedeuten? Wo ging es hin?

Er versuchte, seinen eigenen Körper unter Kontrolle zu bringen und seine Bewegungen dadurch zu beeinflussen.

Es gelang ihm nicht.

Da waren Kräfte am Wirken, gegen die er nichts ausrichtete. Er schwebte wie im freien Fall durch einen roten Kosmos.

Er versuchte das Rot mit seinen Blicken zu durchdringen…

Und dann gelang es ihm!

Er sah Whiss, der ebenfalls flügelschlagend aus dem Anziehungsbereich dieser roten Strömung zu entkommen versuchte. Mit jeder Sekunde, die verstrich, wurden die Bewegungen des kleinen Kobolds langsamer und erlahmten schließlich ganz.

Wie ein welkes Blatt wurde Whiss ebenfalls – wie Mahay – mitgezogen, ohne dem Inder dabei auch nur einen Zentimeter entgegenzukommen. Der Abstand zwischen ihnen blieb ständig gleich.

Ein furchtbarer Verdacht stieg in dem Inder auf. War diese Lichtspirale so etwas Ähnliches wie ein Transportmechanismus, in dem Whiss und er in das Mikroreich geschleudert wurden, aus dem Sequus bekanntermaßen seine in dieser Dimension befindlichen Truppen verstärkt hatte?

Der König der Ursen hatte in Zusammenarbeit mit den dämonischen Göttern Utosh-Melosh-Orsh und Nh'or Thruu jene Möglichkeit der Verstärkung geschaffen.

Mahay konnte nur Vermutungen anstellen. Da gab es niemand, der seine zahllosen, stummen Fragen beantwortet hätte.

Und dann gab es neue Einflüsse, die ihn beschäftigten.

Er sah Gesichter von Menschen.

Junge und alte, große und kleine Menschen aus allen Völkern der Erde. Reglos hingen sie in diesem roten Netzwerk, sie atmeten nicht und zeigten nicht durch die geringste Geste, daß sie überhaupt noch existierten. Ihre Körper waren hier von dem roten Licht offensichtlich konserviert worden.

Schon seit Jahren, Jahrzehnten oder Jahrhunderten waren sie tot.

Das also war auch ihr Schicksal!

Mahay glaubte genau zu erkennen, was da auf sie zukam.
Auch sie würden sterben. Das rote Licht würde ihre Körper festhalten und für alle Zeit konservieren.
Er schwebte an den Gesichtern vorüber und merkte, wie seine eigenen Bewegungen erlahmten, wie seine Glieder schwer wurden wie Blei.
Silbern schimmerte es aus der roten Tiefe. Es war eine große Kugel, die unwillkürlich an das Raumschiff einer fremden Rasse erinnerte.
Er erkannte diese Kugel. Das war doch – Arsons Zeitschiff!
Im nächsten Moment sah er auch Arson.
Der Mann mit der Silberhaut klebte in den roten Nebeln, hing schwerelos und reglos vor ihm.
»Arson«, murmelte der Inder mit schwacher Stimme.
Dieses eine Wort klang wie ein Hauch aus seinem Mund. Er wollte noch mehr sagen. Doch er konnte nicht. Seine Lippen bewegten sich nicht mehr…
Da hörte auch die Bewegung des roten Untergrunds auf, in den er geraten war und mit dem hierher getragen wurde.
Wie Arson, wie all die vielen Menschen, die durch irgendein besonderes Schicksal in diese Welt verschlagen wurden, erging es auch Rani Mahay, dem Koloß von Bhutan.
Sein Körper wurde gekettet. Im Sargassofeld der Zwischenwelt.
Dann klebte er mitten im Licht. Vollkommen ohne Bewegung und ohne eine andere wahrzunehmen.
Alles war erstarrt, als ob sich eine rote Eisschicht über das Geschehen gewälzt und es tiefgefroren hätte.
Er sah die Menschen, er sah die riesige Kugel, das Zeitschiff Arsons, und er konnte keine Gedanken mehr denken, die in die Vergangenheit führten oder in die Zukunft.
Beides gab es nicht mehr für ihn. Es gab nur noch die einzige, gekettete Gegenwart.
Und der letzte Gedanke, der ihn erfüllte, wurde sein Bewußtseinsinhalt für Minuten, Stunden, Tage, für eine ganze Ewigkeit.
»Wo bin ich? Was ist das?« Diese beiden Fragen kehrten ständig wieder, diese beiden Fragen füllten ihn aus.

*

Ihre Gedanken drehten sich wie ein Karussell rasend im Kreis.
Carminia Brado begriff, daß irgend etwas an ihren Überlegungen widersprüchlich war.
Es war bewiesen, daß derjenige, der bösen Sinnes war, nicht hier

in Hestus Gärten eindringen konnte. Also mußte der Mann, der da vor ihr stand, doch Hellmark sein. Es konnte sich um niemand anders handeln, weil er auf dem Weg nach unten bereits von den unsichtbar kontrollierenden Kräften als Feind erkannt und vernichtet worden wäre.

»Was ist los mit dir? Björn… Was ist wirklich dort draußen geschehen? Sag es mir!« sprach sie ihn mit ruhiger, fester Stimme an.

Seine Augen verengten sich. Für einen Moment glaubte sie so etwas wie ein Erkennen in seinem Blick aufleuchten zu sehen.

»Kannst du dich… denn nicht entsinnen?« hakte Carminia sofort nach.

Da sah sie, daß er seine Lippen bewegte. »Was ist los, Schoko? Warum verhältst du dich so merkwürdig?« Seine Stimme klang belegt.

»Du verhältst dich merkwürdig, Björn. Es ist mir gleich aufgefallen…«

»Wieso… ist dir das aufgefallen? Weshalb spricht du mich eigentlich mit so vielen Fragen an?«

Er wirkte verwirrt. Carminia erkannte, daß er nach seiner Identität suchte, daß er manchmal für Bruchteile von Sekunden etwas zu begreifen schien, was im nächsten Moment wieder aus seiner Erinnerung schwand.

»Etwas stimmt nicht mit dir. Das fühle ich…«, bemerkte sie leise. »Du sollst uns täuschen. Wer hat dich hierhergeschickt? Warum lockst du uns von hier weg?«

Er suchte nach Worten, doch er antwortete nicht.

Ihm fehlte die Erkenntnis dessen, was sich ereignet hatte. Die Macht des Willens, die den seinen unter Kontrolle hatte, war gewaltig.

Hellmark preßte die Augen zusammen und verbarg sein Gesicht in beiden Händen. »Was ist los mit mir, Schoko?« fragte er irritiert. »Ich muß dich von hier wegbringen. Es ist die einzige Möglichkeit, ohne Schwierigkeiten wieder dorthin zurückzukehren, woher wir kommen.«

Nun wirkte jener Wille wieder in ihm und wurde jene Lüge wach, die Sequus ihm aufgezwungen hatte.

»Etwas stimmt nicht, Björn. Wer immer dich als Werkzeug benutzen wollte – es ist ihm nicht ganz gelungen. Er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht – gib mir den Trank der Siaris, Björn.«

Er fuhr zusammen. »Was willst du damit?«

»Ich möchte, daß du einen Schluck trinkst«, sagte sie mit klarer Stimme.

Er nahm aus seiner Tasche das verkorkte Fläschchen, in dem sich die kostbare Flüssigkeit befand.

Carminia Brado nahm den schmalen Glasbehälter zur Hand und zog den Korken ab. Schon lange hatte er den Trank der Siaris in seinem Besitz. Und er wandte ihn immer nur dann an, wenn die

Umstände das äußerste erwarten ließen. Zur richtigen Zeit genommen, erweiterte der Trank den Sinn desjenigen, der ihn genoß, zum falschen Zeitpunkt brachte er den Tod. Doch das hier war kein Risiko, glaubte Carminia klar einschätzen zu können.

Hellmark brauchte die Erkenntnis, daß er unter dem hypnotischen Zwang eines Fremden stand und seine wahre Situation nicht oder nur oberflächlich erkannte.

Carminia reichte Björn das geöffnete Fläschchen und bat ihn zu trinken.

Er nahm einen einzigen Schluck.

Da war es ihm, als ob er aus einem tiefen Traum erwache und der Auftrag des Sequus' wurde ihm in allen Einzelheiten klar. Die Schurkerei, die der Ursenkönig mit ihm im Schild geführt hatte, hätte zu Carminias und Pepes Tod geführt, weil sie ein Teil des grausamen Planes waren, den Sequus ausführen wollte.

Ruhig und tief atmete der große, blonde Mann. Der Trank der Siaris bewirkte keine großartigen Veränderungen, wies keine besonderen Zeichen auf und wirkte doch so tiefgreifend auf sein Bewußtsein, daß Carminia Brado förmlich die Umwandlung spürte, die mit Hellmark vor sich ging.

»Und nun laß mich alles wissen«, bat sie ihn. »Jetzt – weißt du doch alles wieder…«

Er teilte ihr Sequus' Plan mit. Hier in dieser gereinigten Atmosphäre, in die auch Sequus' Magie nicht eindringen konnte, war die Rückkehr seines wahren Bewußtseins und die Erkenntnis eine wahre Wohltat. Hier in Hestus' Gärten konnte er den hypnotischen Befehl abstreifen, ohne die geringsten Nachwirkungen verspüren zu müssen.

Und die Tatsache, daß er nun den Trank der Siaris genossen und nicht zugrunde gegangen war, zeigte, daß er wieder die Dinge unter Kontrolle bekam.

»Wir waren nie einer Niederlage, aber auch nie einem Sieg so nahe«, murmelte er, Carminia und Pepe in die Arme schließend. »Deshalb müssen wir jetzt gehen. Sequus soll glauben, daß ich seinen Plan genau, wie entwickelt, durchgeführt habe. Ihr werdet beide mit mir in die Höhle des Löwen zurückkehren. Er ahnt nicht, was sich hier wirklich abgespielt hat – und darin liegt unsere Chance. Sequus wird es nicht wagen, uns auch nur ein Haar zu krümmen, wenn seine eigene Existenz bedroht ist. Und genau das werde ich tun. Er ist darüber hinaus nicht nur eine Gefahr für uns, sondern für die gesamte Menschheit. Millionen und Abermillionen unschuldiger Menschen werden bei seinem Sturm zugrunde gehen. Das werden wir nun verhindern. Sequus muß sterben!«

*

Er weihte sie in seine Absicht ein, um für Carminia und Pepe das Risiko so klein wie nur möglich zu halten.

Bevor er dann die Stufen aufwärts ging, hielt Carminia ihn am Arm fest und meinte: »Es gibt da noch einiges zu besprechen, Björn. Ich glaube, du solltest es wirklich wissen, welche Neuigkeiten mir hier unten bewußt wurden…«

»Wenn es so wichtig ist – dann sag sie mir. Aber faß' dich kurz! Ich möchte nicht, daß Sequus Verdacht schöpft…«

Das wollte auch sie nicht.

Die Brasilianerin erzählte von den Hinweisen und Symbolen, zu denen sie eine Verbindung hatte. »Ich habe eine große, rote Sonne entdeckt, Björn. Diese Sonne gibt es nur auf einer Welt, die einst Hestus gehörte und die ihm die finsteren Mächte abnahmen, als er im Kampf unterlag. Aus dem Paradies wurde eine Hölle der Dämonen. Und die Sonne, die das Symbol dieser Welt darstellt, wurde schwach und kraftlos und zu einem Feld, in dem jegliches Leben für immer gebannt werden kann, ohne daß diejenigen sterben. Es gibt für diese Unglücklichen keine Vergangenheit, keine Zukunft mehr. Für sie existiert nur der eine kurze, niemals endende Augenblick… die Welt, auf der die Sonne erlosch, liegt im Raum zwischen der dritten und vierten Dimension. Sie wurde zu einem einzigen Altar für die dämonische Göttin Rha-Ta-N'my. All dies geht aus den Aufzeichnungen hervor, die ich fand. Und es gibt auf der Welt, die Sequus sich geschaffen hat, einen direkten Zugang zu jenem Ort zwischen den Dimensionen, zu jenem Altar Rha-Ta-N'mys, wo die Unglücklichen auf ihre Befreiung warten.«

»Wir werden uns dessen annehmen«, bemerkte Björn. »Aber nun müssen wir gehen. Sequus wird mißtrauisch…«

Er ging ihnen voraus, Carminia und Pepe folgten. Sie verhielten sich so, daß ein heimlicher Beobachter ohne weiteres im Glauben sein konnte, daß die beiden, die Hellmark folgten, volles Vertrauen zu ihm besaßen.

Genau das war auch der Fall. Jedoch anders, als Sequus und seine Schergen es sich träumen ließen.

Björn, Carminia und Pepe erreichten den See. Nichts mehr wies darauf hin, daß dieses Gebiet vor gar nicht allzu langer Zeit noch ein wahres Feuerland gewesen war, wo Lavaströme wie Flüsse die Landschaft durchschnitten, wo Vulkankegel glühende Magma aus dem Innern der Erde warfen.

Dann war der Zeitpunkt gekommen, daß Sequus seine Kämpfer aus vielen Zeitebenen hier vereinen konnte in einem eigens für sie geschaffenen Meer, von dem aus er die Einsätze leiten wollte.

Björn Hellmark ging am See entlang. Ein steiniger Steg führte schräg in die Tiefe, hinein in eine Felsenhalle, die an dieser Seite des Sees stand und ein Teil seines Bettes bildete.

Von der Halle aus kam er nach wenigen Schritten schon in den Tempel, in dem Sequus sich aufhielt.

Und Sequus war noch da. Er saß auf seinem Thron. Der König der Ursen sah nicht zufrieden aus. Ob in der Zwischenzeit von Hellmarks Abwesenheit etwas geschehen war, was…

Da sah Björn die aufgespaltene, feucht schimmernde Haut der überdimensionalen Blase, die am Ende der offenen Tempelhalle lag.

Die Kugel, in der Rani Mahay sich befunden hatte! Jetzt war sie leer… War dem Freund die Flucht gelungen?

Dies alles registrierte Björn im Bruchteil eines Augenblicks. Doch er ließ sich nichts anmerken, um für seine Begleiter und für sich keine tödliche Gefahr heraufzubeschwören.

Sequus mußte der Meinung sein, daß seine hypnotischen Fähigkeiten perfekt waren, daß seine Magie ihren Zweck erfüllte. Hellmark war in seinen Augen nichts weiter als eine Marionette. Was sich unten in den Gärten des Hestus' vollzogen hatte, unterstand nicht seiner Kontrolle.

Björn Hellmark tat so, als wäre ihm überhaupt nichts aufgefallen. Carminia und Pepe befanden sich einige Schritte hinter ihm. Sequus war überzeugt davon, daß Hellmark die Frau und den Jungen unter dem Vorwand hierher gelotst hätte, daß ihm – Hellmark – es gelungen sei, den Ursenkönig zu überlisten.

Damit alles seine Ordnung hatte und sie beide nicht vorzeitig gewarnt würden, hatte Sequus absprachegemäß alle seine Wachen und Kämpfer hinausgeschickt, um sich für die Schlacht vorzubereiten, die mit dem Tod der vier Freunde ihren Anfang nehmen sollte.

Daß in der Zwischenzeit der Vorfall mit Mahay über die Bühne gegangen war, hatte nur einiges geringfügig verändert. Insofern nämlich, daß sich nun überhaupt kein anderer Urse in Sequus' Nähe befand.

Diese Tatsache kam Hellmark zufällig zugute.

Er sah sein Schwert. Es lag nur zwei Schritte von ihm entfernt auf dem grünen, flauschigen Tuch.

Er brauchte nur zuzugreifen und Sequus die Klinge an die Kehle zu setzen.

Hellmark tat diese beiden Schritte. Der Ursenkönig, der sich vollkommen sicher fühlte, gab einen Schrei von sich, als der Mann, auf dessen Panier die Jagd nach Dämonen und bösen Mächten geschrieben stand, blitzschnell reagierte.

Nach der Enttäuschung, die Rani Mahays Flucht ausgelöst hatte, und dem Triumph, den Sequus empfand, als er sah, daß Carminia

Brado und der dunkelgelockte Junge in gewissem Erschrecken in Hellmarks Begleitung den Tempel betraten, folgten nun wieder panisches Entsetzen und Todesangst.

Als Sequus die Klinge spürte, wußte er, was die Stunde geschlagen hatte.

»Mach' alles rückgängig«, sagte der Deutsche mit scharfer Stimme. »Ich bin zum Schein auf dein Angebot eingegangen, Sequus! Nun ist das Spiel zu Ende! Hol' meinen Freund zurück und sorge dafür, daß alle deine Untertanen dorthin verschwinden, woher sie kamen und wohin sie gehören! In das Reich der Mikroweit, wo ihr Zuhause ist!«

»Was deinen Freund anbelangt, kann ich nichts mehr für ihn tun.«

Die Erwiderung war hart. Hellmark zuckte zusammen wie unter einem Strahl eiskalten Wassers.

»Sag' mir, wo mein Freund sich befindet«, stieß Björn rauh hervor. »Wenn du ihn getötet hast, wirst du ihm auf der Stelle folgen…«

»Er war so leichtsinnig, zu fliehen. Das war schlimmer für ihn als der Tod…«

»Berichte, was geschehen ist!«

Sequus gehorchte. Seine Stimme zitterte ein wenig. Der unmittelbare Hautkontakt mit dem magischen Schwert aus Xantilon versetzte ihn in Furcht. Gerade dieser Kontakt schien es auch zu sein, der seinen Elan und seine Fähigkeit zu reagieren, eindämmte.

Seine Bewegungen waren langsam, seine Zunge schwer.

Hellmark kam nicht mehr dazu, Einzelheiten zu erfragen. Die Dinge überstürzten sich.

Plötzliche Schritte. Nackte Füße klatschten auf dem steinigen Boden hinter ihnen.

Drei, vier, fünf Ursen gleichzeitig drangen aus einem Stollen von der Seite her in die Tempelhalle ein.

»Greift sie an!« brüllte Sequus im gleichen Augenblick.

Die Ursenkämpfer waren bewaffnet. Lange Lanzen und Speere trugen sie in ihren mit Schwimmhäuten besetzten Händen.

Dann ging es Schlag auf Schlag.

Die fischgesichtigen Krieger reagierten sofort. Der vordere stieß ruckartig seinen Speer nach vom und ließ ihn los. Sein Ziel war Carminia Brado.

Die schöne Frau mit den glutvollen Augen duckte sich geistesgegenwärtig. Gleichzeitig griff Pepe ein, der einen Schritt von ihr entfernt stand.

Der parapsychisch begabte Junge, der wie Uri Geller Messer und Gabel verbiegen konnte, bewies einmal mehr, wie gezielt und kontrolliert er seine übersinnlichen Fähigkeiten einzusetzen verstand.

Die Speerspitze bog sich nach hinten – wie von einer Riesenmetallhand zurückgedrückt. Die Spitze wurde stumpf, rollte

sich ein und brach mit hellem Klirren ab, während im nächsten Moment das sonst tödliche Geschoß über Carminia hinwegzischte und wirkungslos hinter ihr auf den kahlen, nackten Steinboden fiel.

Sequus riß beide Arme hoch. Gleichzeitig spreizte er die Flügel und schien in dieser Sekunde alle seine Kraft zusammenzunehmen, um die momentane Verwirrung zu seinen Gunsten zu nutzen.

Nur für den Bruchteil einer Sekunde war Hellmark herumgewirbelt und hatte das Schwert zur Seite gerissen, um sich die Gegner vom Hals zu halten, die Sequus zu seiner Flucht und Handlungsfreiheit nutzen wollte.

Es gelang Björn gerade noch mit einem einzigen, wilden Schwerthieb einen Speer zu treffen, der auf ihn mit enormer Wucht geschleudert wurde.

Die Schneide des Schwertes des »Toten Gottes« krachte auf die hölzerne Stange und spaltete sie.

Hellmark, der in vielen Fällen seines Lebens auf seinen Doppelkörper Macabros zurückgreifen und mit ihm gemeinsam an zwei Orten gleichzeitig kämpfen konnte, war jetzt nur auf diese eine Waffenhand angewiesen. Hier im Reich, das Sequus beherrschte, war es unmöglich, Macabros entstehen zu lassen.

Als er Sequus' rasante Bewegung wahrnahm, wirbelte Björn um seine eigene Achse, führte das Schwert auf den Ursen zu und stieß es einmal ruckartig nach vorn.

Seine Reaktion, erzwungen aus einer Notlage, kam keine Sekunde zu früh.

Mit voller Wucht wollte der König der Ursen seine mächtigen Arme auf Hellmarks Schädel herabsausen lassen, um dessen Kopf zu zertrümmern.

Da traf ihn das Schwert des »Toten Gottes«.

Es konnte verletzen und töten, wenn das Leben, auf das es traf, das absolut Böse wollte, die Vernichtung, die Auslöschung jeglicher andersdenkenden und fühlenden Existenz.

Das magische Schwert bohrte sich in Sequus' Leib.

Im gleichen Augenblick, als der Getroffene zurücktaumelte und seine beiden Hände gegen die Brust preßte, wo dunkles Blut langsam hervorquoll, warf Hellmark sich zur Seite, um unter dem Gewicht des Kolosses und den wild um sich schlagenden Echsenflügeln nicht zerquetscht zu werden.

Dumpf krachte der Körper auf den Boden.

Im gleichen Augenblick wichen auch die fünf anderen Ursen zurück, als ob unsichtbare Hände sie davonschieben würden.

Sie konnten nicht fassen, was sich da vor ihren Augen abspielte.

Ihr Herrscher – ein Bündel an Macht und Einfluß – lag – dem Tode nahe – auf dem Boden.

Das Schwert des Toten Gottes hatte die magische Barriere niedergerissen, hinter der Sequus sein unheimliches Leben aufrecht erhielt.

Ohne ihren Herrscher – das entdeckte Hellmark jetzt – waren die Ursen praktisch hilflos.

Sie waren hierher gekommen, um ihn auf den Thron der Weltmacht zu erheben. Aber nun gab es diesen Herrscher nicht mehr. Sein Herz stand still, er rührte sich nicht mehr.

Sequus, der König der Ursen, einer der sieben Hauptdämonen Rha-Ta-N'mys, hauchte sein furchtbares Leben aus.

*

Da begannen die Ursen zu laufen.

Wie von Furien getrieben, rannten sie quer durch die Tempelhalle, stürzten sich in das Wasser und tauchten unter.

Die Bucht war eigenartig still. Sequus' Hilferuf nach seinen Wächtern war verklungen, ohne daß sich jemand gerührt hätte.

Mit seinem Tod war das Heer der Fischgesichtigen hier auf der Erde führerlos. Aber gerade in seinem Führer lag das Geheimnis seiner Macht. Ohne Sequus konnte es unmöglich zum Sturm auf die Städte der Welt kommen.

Eine Frage drängte sich Hellmark auf, während er sich langsam erhob und seinen Blick von dem toten Koloß wandte.

War durch Sequus' Tod die größte Gefahr gebannt? Hatten hunderttausend Ursen, die in vielen Jahren auf die Erde geschmuggelt wurden, in dem Ozean der Erde Zuflucht gesucht?

Mit Sequus' Tod hatte er einen schwierigen und äußert gefährlichen Gegner ausgeschaltet. Ob seine Untertanen nun einen Weg suchen würden, dorthin zurückzukehren, wohin sie gehörten – diese Frage konnte erst die Zukunft beantworten.

Das Schwert des »Toten Gottes« in der Rechten, den Blick geradeaus gerichtet, wollte er sich Carminia und Pepe nähern.

Da durchfuhr es ihn wie ein elektrischer Schlag.

»Carminia!«

Er sah sie nirgends. Nur Pepe stand vor ihm und kam auf ihn zu.

*

»Du brauchst nicht so erschrocken dreinzuschauen«, sagte der Junge sofort, als er die Angst in Hellmarks Gesicht bemerkte. »Sie ist noch da. Sie wollte sich nur etwas anschauen…«

»Was wollte sie sich anschauen?«

Während der letzten Minute, während sich alles abgespielt hatte,

galt seine Aufmerksamkeit den fünf Fischgesichtigen und dem Ursenkönig Sequus. In dieser Zeit hatte er Carminia und seinen Adoptivsohn Pepe ganz aus den Augen verloren.

In dieser Verwirrung war die Brasilianerin untergetaucht.

Wohin?

»Das hängt mit der roten Sonne zusammen und dem Weg, den es dorthin gibt«, erklärte Pepe. Er war infolge des langen Aufenthaltes mit Carminia in den magischen Gärten des Hestus' über viel mehr Details unterrichtet als Hellmark in diesem Augenblick. »Sie erinnerte sich plötzlich daran, daß es von hier einen Weg gibt, um auf der kürzesten Strecke auf die Welt zwischen den Dimensionen zu gelangen. Auch Sequus hat sich dieses Tores bedient. Ungerechtfertigterweise. Es war nämlich früher – der Eingang für Hestus und seine Getreuen…«

»Weißt du genau, wohin sie gegangen ist?«

Pepe nickte.

»Dann bring' mich zu ihr…«

Björn warf einen letzten Blick zurück auf die Leiche. Sequus' Körper ging bereits in Verwesung über, als würde er seit Jahren hier liegen.

Durch die brüchige, zerfallende Haut schimmerten schwarzblaue, wie ein stählernes Gerüst aussehende Knochen…

*

Sie liefen in den Stollen, in dem nach Pepes Aussage Carminia verschwunden war.

Als sie auf der Höhe des von der Seite her zum Hauptkorridor vorstoßenden Gangs kamen, sahen sie das helle, rhythmisch flackernde Licht, das diesen Stollen erfüllte.

Und dann tauchten Gestalten auf.

An ihrer Spitze ging – Carminia, ihre Augen glänzten, sie strahlte über das ganze Gesicht, war ausgelassen und glücklich.

Hinter ihr kamen – Rani Mahay, auf dessen Schultern Whiss hockte, und…

»Arson!« Björn konnte nicht verhindern, daß ihm der Name einfach entfuhr.

Der Mann mit der Silberhaut breitete die Arme aus. »Björn… daß wir uns wiederbegegnen! Unter diesen Umständen…«

Sie hatten beide das Gefühl, daß sie sich viel zu erzählen hätten.

Und sie täuschten sich nicht.

Sie fielen sich in die Arme, und dann berichtete Carminia, auf welche Weise sie in die ›Zwischenwelt‹ gefunden hatte.

»Ich habe dir vorhin schon angedeutet, Björn, daß es Hinweise

darauf in den magischen Gärten des Hestus' gibt. Als ich mich hier oben in den Hallen aufhielt und plötzlich das Tempelgebäude des Sequus' erblickte, wußte ich, daß es einen Hauptgang und mehrere Abzweigungen gab, von denen aus es möglich war, einen bestimmten Bereich aufzusuchen, der Hestus und seinen Getreuen einst als Tor zur Welt diente, die für sie das Paradies war…«

Rani Mahay kratzte sich im Nacken. »Paradies«, murmelte er. »Naja. Es kommt ganz darauf an, wie man es sieht. Für manch einen scheint's ein Eldorado zu sein. Dämonen fühlen sich dort sicher so zu Hause wie der Teufel in der Hölle…«

Es gab viel zu erzählen. Björn erfuhr von dem Nichts, in dem seine beiden Freunde gefangen waren.

Dann führte Carminia ihn selbst dorthin, um ihm ihre Worte zu beweisen.

Er fuhr hinein in den blauen Lichtwirbel und merkte, wie er in die Tiefe gezogen wurde, wie der Boden unter ihm nachgab, als ob ein gewaltiger Bohrer sich hindurchfräse.

Die ›Lichtspirale‹, wie Carminia ihm später sagte, bestand seit jeher. Sie bildete die natürliche Verbindung mit jenem Teil Kh'or Shans zur Zwischenwelt. Jenes Tor hatte Sequus mit seiner Ankunft damals übernommen und für alle, die sich um Hestus geschart hatten, verhindert, daß sie den Durchlaß jemals wieder benutzen konnten.

»Aus den Botschaftsteilen, die ich fand, wurde mir eine Prophezeiung klar«, fuhr Carminia Brado fort, als sie festen Boden unter den Füßen hatten und das blaue Licht um sie herum sich langsam auflöste. »Dort, wo einst der Tempel eines der Großen aus dem Reich der Finsternis stehen wird, wird. Hestus' Tochter ihren Palast einrichten. So, wie es mal war – wird es wieder sein. Denn auf den Grundmauern von Hestus' Palast steht heute Sequus' Tempel…«

Dann lichteten sich die 'blauen Nebel vor ihren Augen.

»Normalerweise hätte uns längst das blutrote Licht aus dem Sargassomeer erfaßt und uns zu Bewegungslosen gemacht wie jene, die nun zurückgekehrt sind wie die anderen, die ebenfalls zurückkehren werden, die ihren Weg durch die Räume und Zeiten begonnen haben. Dort, woher sie einst kamen, werden sie wieder hinkommen. Für einige waren es nur Stunden, für andere Tage und Wochen, für dritte wiederum Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte, die sie zeitlos in diesem Sargassofeld zugebracht haben…«

»Und wie kommt es, daß dieses Feld hier nicht mehr wirksam wird?« fragte Björn, nachdem ihm die Dinge einigermaßen geläufig waren.

Carminia Brado lächelte. »Wenn Loana dorthin zurückkehrt – so heißt es in einer Botschaft –, wird die Sonne aufgehen, wo sie unterging. Es ist der Ort, wo sie einst geboren wurde…«

Rani Mahay hatte recht. Die ›Zwischenwelt‹ war ein Paradies.

Da gab es nicht mehr diese öde, steinige Wüste vor ihnen, die strunkförmigen Vulkankegel, die bizarren Felsnadeln, eine Welt ohne Vegetation, nur erfüllt von den trockenen, schwarzen Zweigen, die sich unter der Oberfläche dieser Welt verschanzt hielten und durch dämonischen Einfluß darauf warteten, Unglückliche und Ahnungslose ins Verderben zu ziehen…

Die Sonne war wieder aufgegangen auf der ›Zwischenwelt‹. Der riesige, rote Ball schrumpfte mehr und mehr zusammen, verlor seine bizarre Form, und es schien, als ob die Welt, auf der sie stand, nur ein Planetoid sei, der sich mit rasender Geschwindigkeit von dieser Sonne entfernte. Und dann stand sie an einem blauen, leuchtenden Himmel, der sich wolkenlos über sie spannte.

Milde Luft füllte ihre Lungen, und der Boden zu ihren Füßen war wie ein Teppich. Ein weicher, grüner Rasen, übersät mit buntschillernden Blumen. Lautlos schaukelten phantastische Schmetterlinge über diese Wiese, setzten sich auf die Blüten nieder und tranken ihren Nektar.

Das Ganze war wie ein Märchen. Und doch war es Wirklichkeit! Das Paar erlebte sie mit jeder Phase seines Herzens.

Björn legte seinen Arm um Carminias Schulter, und die Brasilianerin schmiegte sich an ihn. Beide blickten hinüber zu der sanften Wölbung, von der sich eine riesige, silbernfarbene Kugel aus dem Licht des hellen Tages abhob.

Es war Arsons Zeitschiff, mit dem er in diese Welt eingedrungen war, um das Geheimnis des Sargassomeeres zu ergründen. Doch ohne Carminias Eingreifen, ohne ihre Kenntnisse um das Rätsel, wäre er nie hinter das Geheimnis gekommen und würde bis in alle Ewigkeit auf seine Befreiung gewartet haben.

»Die Schatten, die nicht in diese Welt gehören, sind vertrieben«, sagte Carminia erleichtert und mit ruhiger Stimme.

»Gemeinsam haben wir einen Sieg errungen, eine Schlacht. Es gibt eine bemerkenswerte Querverbindung zu der Welt Kh'or Shan, zu dem ehemaligen Reich des Hestus', zu dieser ›Zwischenwelt‹… nun wird mir klar, weshalb der König der Ursen alles daransetzte, auch dich in seine Gewalt zu bekommen. Gerade dein Tod war – von seiner Sicht aus gesehen – hier in diesem Bereich noch wichtiger für ihn als der meine. Als er erkannte, daß in dir Loana wiedergeboren worden war, mußte er befürchten, eine Welt zu verlieren, von der er glaubte, daß sie ihm schon sicher war. – Nach all dem, was wir bisher erlebt haben – gerade im Zusammenhang mit Kh'or Shan – gibt es für mich, Schoko, nicht mehr den geringsten Zweifel, daß wir in einer fernen Vergangenheit schon den Grundstein gelegt haben für Dinge, die uns heute zugute kommen, die uns aber auch die Vernichtung bringen

können, weil wir damals in unserem ersten Leben nicht alles richtig erkannt und danach gehandelt haben…«

Stück für Stück mußten sie sich wieder an Wissen und Können erobern.

Einen Fortschritt hatten sie gemacht. Die Tatsache, daß das Schwert des »Toten Gottes« bei Sequus einen vollen Erfolg gezeigt hatte, bewies, daß sich hier auf Kh'or Shan die Nebel zu lichten begannen und Hellmarks Fähigkeiten und die seiner Trophäen zurückkehrten. Ausschlaggebend mußten dabei einwandfrei die Kräfte sein, die in den magischen Gärten des Hestus' eingefangen waren…

Sie kehrten zurück zu den Wartenden.

Dort wurden sie empfanden, als ob sie Ewigkeiten unterwegs gewesen wären.

Nach einem Rundgang durch die verlassene Tempelhalle, schien sich Hellmarks Verdacht zu bestätigen. Nicht ein einziger Urse zeigte sich, obwohl hier in diesem See, in dieser Bucht, Tausende von ihnen lauern mußten.

In wilder Flucht waren sie nach dem Tod ihres Herrschers aufgebrochen. Sie waren ihres Kopfes verlustig gegangen und schienen mit sich allein nichts anfangen zu können.

Gemeinsam suchten sie dann die unterirdischen Gärten auf, wo sie aßen und tranken – und sich vor allem ausruhten.

Bei dieser Gelegenheit ging Hellmark kurz zu dem kleinen Tempel, wo die sieben Dämonengesichter angefangen waren und mußte feststellen – daß eines fehlte, nämlich das des Sequus'!

Es existierten nur noch sechs Gesichter.

Arson trat von hinten an ihn heran. »Du hast einen großen Feind geschlagen.«

Björn nickte. »Einen – der möglicherweise der schwächste Gegner war. Da warten noch mindestens sechs andere. Vielleicht aber auch noch – einige tausend oder hunderttausend mehr. Der Kampf geht weiter. Die unmittelbare Gefahr durch die Ursen zumindest scheint gebannt. Jetzt heißt es, noch nach dem Thron zu suchen, der nicht mehr an der Stelle liegt, wo Whiss ihn zuletzt gesehen hat. Irgend jemand muß ihn vor unserer Ankunft dort verschwinden haben lassen. Die Ursen Nein, das glaube ich nicht. Da ist noch eine Frage ungeklärt, die die Todesboten der Apokalypta anbelangt. Die haben ein Interesse daran, wieder vereint zu werden. Das ist die nächste Aufgabe… Möglicherweise finden wir den Thron auf jenem wiederaufgetauchten Teil Xantilons, wohin Molochos mit seinen Heeren zurückkehren will…«

»Ich werde mit von der Partie sein, Björn. Gemeinsam meistert man Schwierigkeiten und Aufgaben besser…«

Da wußte Hellmark, daß er einen weiteren Mitstreiter an seiner

Seite hatte, dessen er sicher sein konnte.

*

In dieser Nacht schloß sie kein Auge. Unablässig bohrten ihre Gedanken im Kopf, aber nur ein einziger beherrschte Marika Olin: Der Tod, das Verschwinden ihres Mannes.

Sie hatte die kleine Tochter mit ins Schlafzimmer genommen. Anita schlief ruhig und fest. Sie wußte von all dem, was geschehen war, noch nichts.

Marika Olin erhob sich etwa eine Stunde vor Mitternacht, zog sich an und verließ das Haus.

Sie verschloß die Tür und lief wenig später durch Stockholms belebte Straßen.

Am späten Abend war Kommissar Bergstroem nochmals in der Wohnung gewesen und hatte sich ausführlich mit der jungen Schwedin unterhalten.

Marika Olin hatte ihm alle Einzelheiten von der Begegnung mit ihrem verunglückten Mann erzählt…

Marika Olin fühlte sich voller Unruhe durch die Straßen getrieben. Sie hatte keinen Blick für die Passanten, die Autos, die an ihr vorüberfuhren, für die beleuchteten Schaufenster, an denen sie vorbeikam.

Sie erreichte den Bauplatz, wo am Vormittag der grausige Unfall passiert war.

Sie sah die riesige Betonplatte, die seitlich neben dem Unglücksort lag, und den Kran, die Fertigwände, das Gerüst am Haus…

Sie war so sehr mit sich und ihren Gedanken beschäftigt, daß sie nicht merkte, wie ein Fahrzeug durch die enge Gasse kam und etwa zweihundert Meter hinter ihr stehen blieb.

In dem Auto saß ein Mann. Groß, ein wahrer Hüne. Kommissar Elnar Bergstroem…

Er schaltete den Motor ab und verließ den Wagen. Hinter einer Hauswand blieb er stehen, um zu sehen, was Marika Olin drüben auf dem Bauplatz tat…

Warum sie hier war, wußte sie selbst nicht. Eine seltsame Unruhe erfüllte sie. War es nur so, daß sie jene Stelle sehen wollte, wo der Unfall passiert war?

Plötzlich hielt sie den Atem an.

Ganz deutlich sah sie inmitten auf dem Platz, wo am Vormittag die tonnenschwere Betonplatte herabgesaust war, eine Gestalt auftauchen.

Sie erschien einfach – aus dem Nichts!

Marika Olin schluckte. »Arnd…«, flüsterte sie mit erstickter Stimme. »Bist du’s wirklich?«

Lächelnd kam er auf sie zu. Da löste auch sie sich aus ihrer Erstarrung und begann die letzten Meter ihm entgegen zu rennen.

Einen halben Meter von ihm entfernt, verharrte sie plötzlich wieder in der Bewegung und streckte vorsichtig ihre Hände nach ihm aus, wie um sich zu vergewissern, daß er wirklich aus Fleisch und Blut und nicht aus Luft bestand.

»Ja, Marika. Ich bin's…«

Geduckt lief Kommissar Bergstroem über die Straße, erreichte den Baukran und blieb dort im Schatten stehen. Er konnte jedes einzelne Wort verstehen, das in etwa zwanzig Meter Entfernung von ihm gesprochen wurde.

»Du hast versprochen, wieder zu kommen. Ich bin so froh, daß du's getan hast. Irgendwie habe ich gespürt, daß ich dich hier wieder treffen würde… Ist das nicht merkwürdig?« Sie sprach mit tränenerstickter Stimme, ihre Augen schimmerten feucht.

»Es ist ein Zufall, daß ich hier sein kann, Marika. In der Zwischenzeit ist viel geschehen. Es sind seit meinem letzten Besuch nur einige Stunden vergangen, doch mir kommen sie vor wie eine Ewigkeit… ich kann dir viel erzählen, aber ich glaube kaum, daß du alles einfach so hinnehmen wirst.«

Da löste Bergstroem sich aus dem Schatten des Krans und ging auf das Paar zu. »Wie wäre es, Herr Olin, wenn ich dabei sein dürfte, um ihre Erzählung mit anzuhören?« fragte er rauh. »Ich bin bestimmt nicht minder erpicht darauf zu wissen, wo Sie die ganze Zeit über gewesen sind.«

Arnd Olins Augen verengten sich. »Wer ist das?« fragte er seine Frau.

»Kommissar Bergstroem… er bearbeitet deine Angelegenheit…« flüsterte die Schwedin.

Arnd Olin sprach offen und berichtete von der ›Zwischenwelt‹, von seiner Begegnung mit all den Menschen, die seit Monaten, Jahren, Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten dort in der Zeitlosigkeit gefangen gewesen waren. Was wohl aus jenen wurde, die nach so langer Zeit in eine für sie fremde Welt zurückkehrten, die sich in der Zwischenzeit so gewaltig verändert hatte?

Immer mal gab es hin und wieder in dieser Welt Ereignisse, die den Zipfel eines Geheimnisses preisgaben.

Olin berichtete auch von seiner Begegnung mit Rani Mahay, Björn Hellmark, Carminia Brado und Arson, dem Mann mit der Silberhaut.

Ungläubig starrte Elnar Bergstroem ihn an.

Olin nickte. »Ich weiß, Kommissar. Wahrscheinlich werden Sie mir kein Wort von dem, was ich Ihnen da gesagt habe, glauben. Aber es ist die Wahrheit, die reine Wahrheit!«

Bergstroem hatte sich alles gut gemerkt und machte sich Notizen.

Nicht eine einzige davon erschien jedoch später in der Zeitung für die Öffentlichkeit. In einer geheimen Akte, die Bergstroem jedoch für sich angelegt hatte, waren alle Dinge akkurat aufgeführt.

Alles paßte zusammen. Eine andere Erklärung für das Verschwinden und die anschließende Rückkehr Arnd Olins gab es eigentlich auch nicht. Elnar Bergstroem war überzeugt davon, daß er dem Übersinnlichen begegnet war.

Arnd Olin war zurückgekommen zu seiner Frau. Von dem Unfall kündeten die beiden fehlenden Finger an seiner rechten Hand.

In der Zeitung stand später, daß Arnd Olin nicht, von der tonnenschweren Betonplatte getroffen worden sei, sondern in seiner Panik – wie von Furien gehetzt – davonrannte. Keiner aber hatte das näher beobachtet, weil die Aufmerksamkeit der Zeugen ganz der herabsausenden Platte galt…

ENDE